Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

44. Wien, Mittwoch den 1. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Die Buschmänner am gelben Flusse.

Von Lewis Leslie, Hülfswundarzt beym 45. Regiment.

In der Nachbarschaft unseres Postens *) und längs dem Hornberg, findet man vielleicht die reinsten Exemplare dieser außerordentlichen Menschenraçe, und was ich jetzt mittheilen werde, bezieht sich nur auf diese, und kann deßhalb von den Beschreibungen anderer Theile der Stämme längs der afrikanischen Gränze abweichen. Sie sind von Natur klein, wie die Hottentotenraçe, aber in der erwähnten Gegend sind sie kleiner als irgendwo, und erreichen selten eine Höhe von mehr als 5 Fuß. Sie besitzen dagegen das vollkommenste Ebenmaß; sie sind in ihren Bewegungen rasch, aber zur Indolenz geneigt. Ihre Farbe ist dunkel, wird aber noch dunkler durch ihren Schmutz. Ihre Gesichtszüge sind äußerst widerwärtig wegen der großen Verschiebung der Knochen des Antlitzes; und der Gesichtswinkel nähert sich demjenigen des Affen bedeutend. Der Buschmann fügt sich selten dem Zwang und der Beschränkung, und wenn er es thut, so wird er der elendeste Knecht des Bauers, und vielleicht schlimmer behandelt, als irgend ein Sclave in der Welt. Im Zustande der Freyheit wohnen sie in Kraals unter der Autorität eines Häuptlings, dessen Würde bey ihnen erblich ist. Die Bewohner eines solchen Kraals, Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet, betragen selten über 30. Wenn ihre Wohnungen in der Ebene stehen, so sind sie aus Matten verfertigt, und gerade groß genug, um hineinzukriechen. Oft wohnen aber die Buschmänner auf einem hohen felsigen Berg unter irgend einer vorspringenden Felszacke, wohin der Weg schmal und schwierig ist. Werden sie angegriffen, so fliehen sie selten. Sie haben keine Furcht vor dem Tode, und besäßen sie mächtigere Waffen, so würden sie oft die Angriffe der Bauern abschlagen, auch würden dieselben dann minder häufig und tödtlicher werden. Nichts als die Entbehrungen, denen die Buschmänner ausgesetzt sind, ist im Stande einen von ihnen zu bewegen, sich der Grausamkeit der Colonisten zu unterwerfen. Und da sie nur von Heuschrecken, Ameisen und einigen mehlhaltigen Wurzeln leben, so liegt gerade darin der beste Beweis von der Unzulänglichkeit ihres schwachen Bogens, und der allgemeinen Wirkungslosigkeit ihres gepriesenen Giftes. Sie selbst aber haben eine hohe Meinung von seiner Wirksamkeit, und sind auch im Stande gewesen, ihren Feinden Furcht vor seinen üblen, wenn auch nicht tödtlichen Wirkungen einzuflößen.

Ich bin nie im Stande gewesen, einen vollständig erwiesenen Fall zu erfahren, daß an diesem Gifte ein Mensch gestorben sey. Einige Fälle dagegen sind mir bekannt geworden, daß Pferde und Hunde an einem Pfeilschuß ins Bein gestorben sind; aber manche von ihnen scheinen mehr an der heftigen Entzündung der Extremität, als durch eine specifische Kraft des Giftes selbst zu sterben. In einem Falle wurde indessen ein Hund von Betäubung ergriffen, verlor in einigen Minuten alle Empfindung, und starb nach 20 Minuten.

Einige Colonisten, die verwundet worden sind, behaupten, daß sie unter gewissen Zuständen des atmosphärischen Einflusses, periodischen Anfällen des Wahnsinns ausgesetzt sind, aber ich glaube, daß diese, wie überhaupt die meisten ihrer Erzählungen, nicht den geringsten Glauben verdienen. Das Gift der Buschmänner am Hornberge wird, so viel ich habe erfahren können, bloß aus Pflanzen gezogen. In dieser Gegend wenden sie weder mineralisches Gift,

*) Der Schreiber dieses Aufsatzes meint einen Militärposten, welcher an einem Arme des gelben Flusses lag, (der den Nahmen Nurgariep, oder schwarzer Fluß führte) und nahe am Lande der Tambukies lag.

noch Schlangengift an. Zwey Exemplare von Pflanzen, die sie für diesen Zweck anwenden, sende ich mit. Das Knollengewächs ist eine Art Hämanthus; da ich aber die andere Pflanze nie blühend gesehen habe, so kann ich auch über ihren Nahmen nichts sagen. Ihr Blatt schwitzt einen Milchsaft aus, der ein zähes Extract bildet, welches ziemlich dick auf den Pfeil gestrichen wird. Es gibt noch eine andere Pflanze, welche sie ebenfalls entweder allein, oder mit den beyden andern anwenden. Aus diesen drey Pflanzen zusammen gewinnen sie ihr stärkstes Gift, welches den Nahmen Berggift führt. Da diese Pflanze an den steinigen Bergen wächst und sehr selten ist, so habe ich nie ein Exemplar davon bekommen können.

Die Geschicklichkeit der Buschmänner in der Führung des Bogens ist merkwürdig, und die Entfernung, auf welche sie damit und mit einem so leichten Pfeile schießen, erregt wirklich Erstaunen. Sie treiben ihren Pfeil über 100 englische Ellen weit, und treffen sehr richtig, ohne jedoch, wie sich schon erwarten läßt, in solcher Entfernung häufig zu verwunden; ja ich habe gesehen, daß ein Reitermantel eines Soldaten auf eine Entfernung von 20 Schritten gegen diese Pfeilschüsse schützte. Der Bogen wird nicht beym Schießen ans Auge gebracht. Sie fixiren ihren Gegenstand mit dem Auge, spannen ihren Bogen mit der linken Hand, und lassen den Pfeil durch die Finger der rechten Hand geleiten, — eine Art zu schießen, die meines Erachtens ihnen allein eigenthümlich ist.

Ihre Behandlung einer, mit einem vergifteten Pfeil gemachten Wunde ist ganz den Vorschriften der Chirurgie gemäß. Die Wunde wird gehörig erweitert, das Gift ausgewaschen, und ein Horn in der Weise eines Schröpfkopfes angesetzt, alsdann durch Saugen an dem spitzigen Ende luftleer gemacht. Dieses ist, so viel ich habe erfahren können, die einzige Behandlung, welche sie anwenden. Sie bedienen sich nie eines Krautes als specifisches Mittel. Die Bauern halten Schießpulver und Harn für sehr wirksam, und verordnen diese bey jeder Pfeilwunde und bey jedem Schlangenbiß. Das Schröpfen scheint die Lieblingsmethode der Buschmänner bey jeder mit Schmerzen verbundenen Krankheit zu seyn, und sie nehmen ihre Zuflucht so häufig zu diesem Mittel, daß zur Zeit, wo sie völlig erwachsen sind, ihr ganzer Körper mit Narben bedeckt ist.

Ein Buschmann kann erstaunlich lange ohne Nahrung leben, und bringt oft 3 und 4 Tage hin, ohne nur einen Bissen zu genießen. Aber die Quantität, die er nach solchem Fasten zu verschlingen vermag, ist eben so merkwürdig; denn man hat den Fall gehabt, daß ein einziger Mann ein afrikanisches Schaf von 30 Pf. in einer einzigen Nacht aufzehrte. Können sie sich nichts zu essen verschaffen, so ziehen sie mit zunehmendem Hunger ihren Leibgürtel immer fester zusammen, und rauchen dacca, eine Art Hanf, wovon sie berauscht werden. Die narkotischen Wirkungen dieser Pflanze tragen ohne Zweifel viel zu dem runzlichen Aussehen bey, welches die Buschmänner von jedem Alter besitzen. Besitzen sie Vorrath an dacca, so können sie mehrere Tage und Nächte rauchen und schlafen, ohne zu essen.

Ein Buschmann hat keine Vorstellung von fortdauerndem Eigenthum, und ich möchte sagen, keinen Begriff von einer Existenz, in welcher man für die Zukunft sorgt; er hängt gänzlich von der Natur, oder von Menschen ab, will weder die Kaffern, noch die Bauern nachahmen, weder Getreide bauen, noch Viehzucht treiben.

Die Figuren, welche die Buschmänner an die Felswände zeichnen, sind wegen der Richtigkeit des Umrisses oft sehr merkwürdig. Sie fassen die Stellung des Thieres ganz getreu, kümmern sich aber nicht um die Richtigkeit des Colorits, so daß sie, um mich der Sprache der Phrenologen zu bedienen, das Organ der Gestalt (Gestaltsinn), nicht aber dasjenige der Farbe (Farbensinn) besitzen. Ich habe niemahls unter ihren Schildereyen ein dem Einhorne ähnliches Thier gesehen, und dennoch soll es ein solches Thier jenseits des gelben Flusses geben. Sie sind große Freunde der Musik und des Tanzes, aber ihr musikalisches Instrument ist ganz roh und ohne Macht und Mannigfaltigkeit. Es besteht aus einer einzigen auf einen Bogen gespannten Saite, welche mit großer Anstrengung durch den Athem in Schwingungen versetzt wird.

Von einem höchsten Wesen haben die Buschmänner die Vorstellung, daß es eine böse Gottheit sey; unter der Zukunft denken sie sich eine ewige Dunkelheit, in der sie immer fortleben, und nur von Gras sich ernähren müssen. Sie glauben, daß die Sonne den Regen sende; und wenn dieselbe von Wolken verdeckt wird, so halten sie brennendes Holz zum Zeichen ihrer Mißbilligung empor. Sie glauben, daß Sonne und Mond verschwinden, und daß dann die Finsterniß, an welche sie glauben, eintritt.

Der Bogen der Buschmänner ist aus einem besonderen Holze verfertigt, nähmlich aus demjenigen des sogenannten blauen Busches, dessen Äste von der Natur schon beynahe die künstliche Gestalt bekommen haben. Die Sehnen des Guagga geben kräftige Saiten, und der Pfeil besteht aus einem dünnen Rohr, besetzt mit dem Horn einer Antelope und zugespitzt mit einem kleinen dreyeckigen Metallstück, welches sie von den Kaffern bekommen.

Über den falschen Haarschmuck.

Das falsche Haar dient dazu, die kahlen Stellen des Kopfes zu verbergen; da indessen die Haare, die von der Haut, in der sie wuchsen, getrennt worden, zu leben aufgehört haben, so sind einige Vorsichtsmaßregeln nöthig, wenn sie nicht ihre Farbe verlieren und vertrocknen sollen. Dasjenige Haar, was sich von Natur kräuselt und Locken bildet, eignet sich am meisten zur Bereitung eines falschen Haarschmucks, vorzüglich, wenn es dabey sehr fein ist. Die Pariserperückenmacher lassen sich ihre Vorräthe an Haaren aus den verschiedenen Provinzen Frankreichs und der Schweiz kommen, wo sie auf dem Lande, und zwar meistens durch Tausch auf Jahrmärkten eingehandelt werden. Nicht selten sollen einige hundert Frauen und Mädchen sich bey diesen Gelegenheiten das Haar abschneiden, um dafür ein Tuch, eine Mütze, ein Kleid, oder eine Schürze einzutau-

schen, doch kein Geld, weil der Aberglaube sich dem widersetzt. Diese Haare werden in lederne Beutel, wohl zusammengewickelt, gesteckt, um sie vor der Berührung der Luft zu bewahren, vor dem Gebrauche aber sorgfältig gereinigt.

Diejenigen Haare, die sich nicht von Natur kräuseln, werden mitunter dadurch kraus gemacht, daß man sie über kleine, runde Hölzer wickelt, und diese an einen Bindfaden in einen Kessel mit Wasser hängt, wo man sie 24 Stunden lang kochen läßt. Um ihnen nachher wieder einigen Glanz zu geben, bestreicht man sie mit Fett; dennoch aber bleiben sie trocken und bekommen bald eine schmutzige widrige Farbe. Zuweilen färbt man sie auch; doch sind auch diese von Natürlichen sehr leicht zu unterscheiden, man muß daher, wo möglich, sich nur solcher falschen Haare, die sich von selbst kräuseln, bedienen.

Die Stirn und obere Fläche des Kopfes sind am meisten dem Kahlwerden ausgesetzt, auch gibt es ein leichtes Mittel dagegen, das nähmlich: dieselben mit einem falschen Toupet zu bedecken, und man thut wohl, wenn man einmahl die kahle Stelle verbergen will, damit zu eilen, noch ehe sie ganz kahl geworden. Viele von diesen Toupets werden so künstlich verfertigt und die Schattirung des Haars so genau getroffen, daß es unmöglich ist, das Toupet von den wirklichen Haaren zu unterscheiden.

Auch hält man jetzt so ziemlich die verständige Mittelstraße zwischen den beyden entgegengesetzten Vorurtheilen der früheren Zeit, nach denen lange auch ein junger Mensch nicht anständigerweise ohne Perücke erscheinen konnte, und dann wieder eine kahlgewordene Stelle nicht durch falsches Haar verdeckt werden durfte, ohne sich ganz lächerlich zu machen. Um indeß dieser letztern Gefahr zu entgehen, ist es immer noch nöthig, daß das Toupet sehr sorgfältig gemacht sey, und man nicht so lange damit zögere, bis das Kahlwerden schon aller Welt bekannt ist.

Es gibt vielerley Arten Toupets. Die ältesten sind die aufgeklebten, die auf ganz kahle Stellen sehr passend sind. Indeß muß man sich wohl mit dem Leim in Acht nehmen, weil sie, wenn dieser nicht gut ist, sehr leicht abgehen, was zu lächerlichen Auftritten Veranlassung geben könnte. Der beste und dauerhafteste Kleister hierzu wird von Roggenmehl und Wasser bereitet, in welchem man ein wenig gummi arabicum aufgelöst hat; ein hiermit aufgeklebtes Toupet hält wohl zwey Monathe fest, man thut aber wohl, nicht so lange zu warten, damit es nicht durch einen Zufall von selbst abgehe. Dieser Kleister hat indeß den Nachtheil, daß er beym Abnehmen des Toupets einige von den natürlichen Haaren rings herum wegnimmt. Der beste und passendste Kleister besteht aus Wachs, Weingeist, ein wenig Pomade u. s. w. Dieser hält sogar, wenn man im Sommer stark geschwitzt hat. Im Nothfall könnte man es auch mit Eyweiß aufkleben, dann aber darf man nicht ausreiten, oder sich sonst erhitzen, weil man es leicht verliert. Die Toupets auf Taffet sind nicht gut, sondern der Gesundheit nachtheilig, weil man sie ganz mit Kleister bestreichen muß, bey den andern hingegen braucht man nur das Band der Einfassung damit zu versehen.

Außer diesem hat man metallische Toupets, die mit Stahlfedern auf dem Kopfe gehalten werden, und nicht selten einen starken Druck auf den Schläfen, und hierdurch Kopfschmerz veranlassen. Diese sind die unbequemsten und ungesundesten, so wie sie zugleich am wenigsten täuschen, und auch an der Stelle, wo die fast immer sichtbare Stahlfeder ruht, die Haare sich abreiben und ausgehen. Besonders unter dem Hute sind diese Taupets in der Regel sehr hinderlich. Allein auch hierin erfreut sich die neueste Zeit Vervollkommungen, die die erwähnten Übelstände vollkommen beseitigen.

Doch passender als jene sind die Hacken-Toupets, besonders auf einer noch nicht ganz kahlen Stelle, oder wo wieder junge Haare hervorwachsen. Diese Toupets müssen auf Tull mit einem schmalen Bande gemacht seyn, so, daß die Luft durchstreichen kann, die zum Wachsthum des Haares nöthig ist. Sie haben indeß auch manche Unannehmlichkeiten: sie raufen die Haare ein wenig, da, wo die Hacken befestigt sind, und beschädigen die Haare, an denen man sie befestigt, weßhalb man wohl thut, nicht immer denselben Haarbüschel dazu zu nehmen. Will man ein solches Toupet aufsetzen, so muß man erst die Hacken öffnen, es dann gerade auf die entblößte Stelle legen, und einen Büschel Haare in den Hacken stecken, den man darauf zumacht. Manche Toupets werden mit vier Hacken befestigt, indeß sind drey vollkommen hinreichend und in sofern passender, da sie um so weniger Haare beschädigen.

Wenn man ein Toupet rein und gut erhalten will, muß man es nach dem Gebrauche in eine dichte Schachtel thun, damit der Staub nicht hineindringen kann, und es dabey in Papier wickeln, damit die Haare sich nicht an dem Holze der Schachtel abreiben. Ohne diese Vorsicht verderben sie oft in sehr kurzer Zeit. Wenn die Haare allzu trocken geworden sind, kann man sie mit ein wenig Pomade wieder auffrischen. Es ist wohl gethan, zwey völlig gleiche Toupets zu haben, um sie wechseln zu können, wenn das eine feucht geworden, wodurch beyde länger dauern. Völlige Gleichheit derselben ist aber darum nöthig, weil man sonst jedes Mahl anders aussehen würde, wodurch alle Täuschung aufhörte, die man doch in jedem Falle durch Toupets bezweckt, und bezwecken muß.

Woher das Wort Perücke komme, darüber haben schon Nikolai und André, gelehrte Forschungen angestellt. Wir lassen seine Abstammung dahin gestellt seyn, und erwähnen bloß, daß die Sache sehr alten Ursprungs sey, und vielleicht gar schon den Egyptiern bekannt war; indem Winkelmann eines Basreliefs gedenkt, an welchem das Haar ihm nicht natürlich schien, so wie auch mehreres Andere vermuthen läßt, daß sie den Israeliten, Persern, Phöniciern und andern Völkern des Alterthums ebenfalls nicht unbekannt waren. Sehr gewöhnlich waren sie aber bey Griechen, Chartagern und Römern, bey welchen Letztern sie in den letzten Zeiten der Republik eingeführt wurden, wozu bekanntlich die blonden oder vielmehr die röthlichen Haare der Deutschen vorzüglich gesucht wurden. Bald überließen jedoch die Männer die, bis dahin gewöhnlichen Perücken den Frauen, und ließen sich auf dem kahlen Kopfe Haare mahlen, was jedoch nicht lange dauerte, und einer neuen Art Perücken von Ziegenfellen Platz machte.

In den ersten Jahrhunderten des Christenthums eiferten die Kirchenväter dagegen, als gegen einen zu weltlichen Putz, und Kaiser Justinian II. ließ in einer Synode von 692 das Tragen derselben verbiethen. Wirklich verschwanden sie auch auf eine lange Zeit, und erschienen wieder erst im zwölften Jahrhunderte; doch eiferten auch da mehrere Geistliche sehr dagegen.

In Frankreich, wo die Perückenmacherkunst sich vorzüglich vervollkommt hat, wurden die eigentlichen Perücken erst zu Anfang des XVII. Jahrhunderts eingeführt. Vorzüglich verbreiteten und vervollkommneten sie sich unter Ludwigs XIII. indeß war die Art, sie zu verfertigen, noch immer sehr mangelhaft und bestand bloß darin, die Haare einzeln mit einer Nadel rings um eine kleine schwarze Mütze, oder Käppchen fest zu nähen. Farbe und Stoff dieser Käppchen waren sehr verschieden; reichere hatten sie von Sammt, Tafft, Atlas oder dgl. Bald erfand man in Frankreich das Flechten einzelner Haare über Seidenfäden, und nähte diese zusammen auf Bänder oder Zeuge, die man über hölzernen Köpfen zusammennähte, um ihnen die gehörige Form zu geben. Auch das Toupiren erfand ein französischer Perückenmacher.

Das goldene Zeitalter der Perücken begann jedoch erst unter Ludwig XIV., wo sie von ungeheurer Größe wurden, und die Mode sich bald über einen großen Theil von Europa verbreitete. Eine solche Perücke wog oft mehr als ein Pfund und kostete auf tausend Thaler. Auch wurden die französischen Perückenmacher deßhalb so berühmt, daß sie jährlich viele Tausende ins Ausland lieferten. Colbert hatte einmahl den Plan, sie zu verbiethen, der ansehnlichen Summen wegen, die alljährlich zum Ankauf fremder Haare aus Frankreich gingen; indeß überzeugte er sich bald, daß noch viele bedeutendere Summen für die, ins Ausland gehenden Perücken zurückkämen, und so unterblieb das Verboth.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Außerordentliches Gedächtniß. Zu Ende des letzten Jahrhunderts lernte ein berühmter Gelehrter in Neapel einen eben nicht sehr gebildeten Mann kennen, der das ganze „befreyte Jerusalem“ Tasso's auswendig wußte, und zwar so sicher, daß er es nicht bloß vom Anfange bis zu Ende, sondern auch rückwärts, jede einzelne Stanze aus jedem beliebigen Buche, diese Stanzen rückwärts und vorwärts, abwechselnd die Zeilen mit männlichen und weiblichen Reimen, kurz wie man es haben wollte, hersagen konnte. Dieser merkmürdige Mensch lernte, als ihn jener Gelehrte kennen lernte, eben auch den „rasenden Roland“ von Ariosto auf ähnliche Art auswendig. Doch gibt es noch mehrere solche Beyspiele eines außerordentlichen Gedächtnisses, und wir führen bloß noch einen armen Mann zu Stirling in Schottland an, der vor ungefähr 20 Jahren daselbst lebte, und nach kurzer Besinnung jeden Vers aus der Bibel, selbst ganz dunkle oder solche, die bloße Nahmen enthielten, hersagen konnte.

Das Tanzen. Man findet das Tanzen bey allen Völkern, wo eine Art von Wohlleben und Gemächlichkeit herrscht, oder ein gemäßigter Himmelsstrich ist. Die Neger tanzen, wenn sie auch noch so anstrengend gearbeitet haben, so heftig, als ob sie in der größten Arbeit wären, und zwar so künstlich, daß die Spanier, die unter ihnen leben, viele Negermoden angenommen haben. Die Grönländer und die Samojeden tanzen gar nicht; die Ursache hiervon ist ihr rauher Himmelsstrich, wo sie in armseligen Hütten herumkriechen; hätten sie jedoch einen günstigern Himmelsstrich oder große Tanzsäle, so würden sie gewiß auch tanzen; denn das Tanzen ist dem Menschen ganz eigen. Der Tanz ist ein Spiel der Gedanken, und die Gestalten, die man da macht, bestehen in Mienen, Gesticulationen, Körperstellungen und im Gange und wenn da alles nach gewissen Regeln tactmäßig geschieht, so bringt dieß ein Spiel der Einbildungskraft hervor, welches sehr gefällt. (Kant, die Menschenkunde oder philosophische Anthropologie. 1831.)

Die geflügelten Wanzen in Ostindien, erzählt Heber, waren eine der größten Plagen, die wir auf dieser Flußfahrt noch getroffen haben. Sie gleichen in Gestalt, Größe und Geruch den englischen. In der Nacht, wo wir vor Barrackpoor lagen, waren sie uns sehr lästig; allein in der, welche wir in der Nähe des Palastes des Rajah von Sibnibashi zubrachten, kamen sie wie die Geister der Heere seiner Vorfahren, zu Hunderten und Tausenden aus jedem Busch und Trümmerhaufen hervorgequollen, so daß wir uns in unserer Kajüte kaum vor ihnen zu retten wußten. Diese armen Geschöpfe beschädigten sich an unsern Lichtern; manche verbrannten sich am Rande der Glasschirme die Füße oder Flügel, und taumelten dann in die Flamme; andere flogen kühn mitten in dieselbe, und fanden dort ihren Tod. An dem noch nassen Anstrich der Decke blieben sie haufenweise kleben, und verbreiteten von da aus ihren Gestank, bis sie von den Ameisen verzehrt wurden. Von diesen Letztern wimmelte es auf unserer Barke. Sie hatten einen beträchtlichen Theil meiner Lebensmittel, und eine ganze Schachtel voll Calomelpillen aufgefressen, die ihnen wohl bekommen mögen! Da sie jedoch alles übrige Ungeziefer nach Möglichkeit vertilgten, so konnte ich ihnen eine gewisse Vorliebe nicht versagen.

Gegen Wespenstiche. Wenn man eine Zwiebel zerschneidet und auf die gestochene Stelle legt, so hört der Schmerz sogleich auf.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

45. Wien, Samstag den 4. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Vom Schweiße der Auszehrenden, und seinem Einfluß auf die gesunde Umgebung.

Während im Süden von Europa, nahmentlich in Italien, Portugal und Spanien, darüber strenge Gesetze wachen, daß Alles, was Abzehrende von Kleidern, Wäsche und Betten im Gebrauche gehabt haben, verbrannt wird, das Zimmer, in welchem ein solcher Kranker lag, einige Zeit gänzlich unbewohnt bleibt, ist im nördlichen, aufgeklärterem Europa kaum eine Rede davon, daß Familien, in welchen Auszehrende gepflegt wurden und starben, irgend eine Vorsicht zu beobachten haben; ja in Ländern, wie Sachsen, Preußen, Österreich, Bayern, wo sich die medicinische Polizey, oder wie sie der berühmte Metzger nannte, die Diätetik des Staates, einer weiter gediehenen Ausbildung erfreut, sieht man tagtäglich, besonders auf dem Lande, von den genannten Effecten der, an Auszehrung Verstorbenen ohne Weiteres Gebrauch machen, sie von Trödlern (Tändlern) dem Armen und Leichtsinnigen zum Verkauf ausgebothen, aber sehr häufig gar von verpflichteten Auctionatoren öffentlich versteigert werden. Will sich der Nichtarzt darüber in ärztlichen Schriften Aufklärung verschaffen, so erfährt er, daß zwar wackere Ärzte der früheren Zeit, ein Morgagni, Morton, Sarcone, Raulin, Fournier, Pringle, Hoffmann, B. Ch. Vogel, Klein, Unzer, Wichmann und Andere, Ansteckung von Auszehrungen nicht nur als möglich, sondern als sehr häufig vorkommend annahmen, alle neuere ärztlichen Schriftsteller sie dagegen als völlig unstatthaft betrachten. Dieß gänzliche Schweigen der Gesundheitspolizey nun in so aufgeklärten Ländern, noch mehr aber das Urtheil der neueren Ärzte, muß auch den nachdenkenderen Nichtarzt glauben machen, als seyen die Acten darüber geschlossen. Deßhalb wird er in jeder Art von Annäherung und Gemeinschaft mit dem Kranken beharren, nach dessen Tode sich seiner Sachen sorglos bedienen, ja wohl gar den umsichtigen, theilnehmenden, gewissenhaften Arzt, wenn er insgeheim den Rath gibt, sich zur Pflege des Kranken nicht überflüssiger Wäsche zu bedienen, alle Gemeinschaft in Bezug auf Betten und Kleidungsstücke zu vermeiden, das Beysammenschlafen mit dem Kranken einzustellen, und nach des Kranken Tode von einigen Sachen desselben gar keinen weiteren Gebrauch, von andern aber nur einen sehr behuthsamen zu machen — als einen Mann verlachen, der gern in Angelegenheiten seinen Einfluß geltend machen möchte, um welche ihm gar keine Sorge zusteht. Thut nun der Laie Recht, wenn er sich dieser Sorglosigkeit hingibt? Wir sagen nein! durch sie gibt er sich einer Gefahr preis, in der schon unzählige umgekommen sind. Also lehren die neueren Ärzte einen schädlichen Irrthum und die Krankheit steckt doch an? auch nicht! Wie bey so manchem, die Gesundheit gefährdendem Irrthum, so liegt auch hier der Fehler einzig in dem falsch verstandenen Ausdrucke. Was heißt denn: eine Krankheit steckt an? das heißt: in dem kranken Individuum entwickelt sich ein feiner, unseren Sinnen nicht darstellbarer Stoff, welcher, er mag nun in der, den kranken Körper umgebenden Luft haften (Miasma), oder gleichzeitig mit einer andern Absonderung desselben ausgeschieden werden, und in dieser hängen bleiben, (Contagium) — kommt er mit einem gesunden Körper in dauernde Berührung — allezeit besonders bey einer gewissen Anlage und Empfänglichkeit dafür, in diesem dieselbe Krankheit hervorbringt. Wie man aber unter Ab- oder Auszehrung alle chronische (langsam verlaufende) Krankheiten versteht, bey welchen die Ernährung in ihrer weitesten Bedeutung, die Reproduction, d. h., der Proceß, mittelst welches dem Organismus für den fortwährenden Verbrauch an Kräften und Materie neuer Ersatz wird, insbesondere die

Assimilation oder der Vorgang der Aneignung neuer Säfte so leiden, daß sich Fleisch und Muskelkraft nach und nach auffallend verringern, so findet unter ihnen eine große, hier zu berücksichtigende Verschiedenheit Statt. Denn einmahl bilden sich die Abzehrungen dadurch, daß der Assimilationsproceß überhaupt beschränkt, die Vegetation ursprünglich durch den ganzen Organismus auffallend abnorm ist; ein andermahl ist anfänglich dieses vegetative Leben nur in einem einzelnen, aber wichtigen Organe vermindert, verändert oder ganz aufgehoben. Jene ursprünglich allgemeineren, krankhaften Zustände sind die Aus- oder Abzehrungen im engeren Sinne, die sogenannten hektischen Krankheiten, wohin die Nervenauszehrung, die Darrsucht, die Rückendarre, die Hüttenkatze, die Abzehrung aus Altersschwäche gerechnet werden; die aber, welche ursprünglich von einem örtlichen Leiden abstammen, nennt man eigentlich Schwindsuchten. Sie werden zunächst durch Vereiterung eines Organs bedingt, und es gehören zu ihnen die Lungenschwindsucht, welche man auch eiternde Lungensucht zu nennen pflegt, die Schlundkopf-, Kehlkopf- und Luftröhren-, die Leber-, Bauch-, Nierenschwindsucht u. s. w. Man sieht leicht ein, daß schon deßhalb, weil ein Ansteckungsstoff den gleichen Gebilden bey vielen Orten der Schwindsucht sehr schwer zugänglich wäre, und manche Formen der hektischen Krankheiten, wie die Rückendarre, die Hüttenkatze, besondere feindselige Einwirkungen auf den Organismus erfordern — nicht durchgehends bey allen Auszehrungen die Möglichkeit einer Ansteckung angenommen werden könnte.

Es fragt sich nun überhaupt, auf welchen Wegen bey den Auszehrungen ein Ansteckungsstoff ausgeschieden werden sollte? Von andern, als dem Hautorgane und etwa bey der Lungen-, Schlundkopf-, Kehl- und Luftröhrenschwindsucht, den Respirationswegen, könnte doch keine Rede seyn, indem sich vor den übrigen Absonderungen zu leicht verwahren ließe. Betrachten wir daher, was sich in Bezug auf diese beyden genannten Ausgänge besorgen läßt. Da biethen die Luftwege Lungenschwindsüchtiger zwey Auswurfsstoffe dar; nähmlich die ausgeathmete Luft, welche aus kohlensaurem, etwas Stickgas, und durch frey gewordenen Wärmestoff in Dunstform gehaltenem Wasser besteht, und die schleimige, eiterige Absonderung der afficirten Gebilde; dagegen würde das Hautorgan durch die profuse Ausdünstung des hektischen Fieberschweißes verdächtig. Nun läßt sich wohl nicht leugnen, daß die Ausathmungen und der Auswurf Lungenschwindsüchtiger sowohl, als der hektische Schweiß aller Auszehrenden, Producte kranker Körper sind, als solche Eigenschaften krankhafter Verderbniß an sich tragen mögen, und daher gesunden Organismen doppelt heterogene Einflüsse werden können. Daß aber, nahmentlich Schwindsuchten, durch solche Auswurfsstoffe wirklich anstecken, d. h. durch ihre Einwirkung im Gesunden dieselbe Krankheitsform hervorbringen sollten, widerspricht sich, wie schon erwähnt, durch sich selbst, und es existirte noch kein Beyspiel, daß z. B. eine gesunde Person, welche eine Nierenschwindsüchtige auch auf die unvorsichtigste Weise, in fast steter Annäherung und Gemeinschaft mit derselben bis zu ihrem Ende pflegte, je gleichfalls von Nierenschwindsucht ergriffen worden wäre? Daß eine solche Pflegerinn, oder ein solcher Pfleger wohl erkrankte, hektischen Zustand und Lungenschwindsucht bekam, mag wohl öfters der Fall gewesen seyn, nur, was der Ausdruck „Ansteckung“ erfordert, die nähmliche Krankheit entstand nicht. Wären nun übrigens alle die genannten Absonderungen eine wirkliche Ansteckung hervorzubringen fähig, so würde schwerlich die oft so zärtliche Pflege geliebter Kinder, Ältern, Gatten, Freunde je ohne traurige Folgen seyn, Ärzte, Krankenwärter oder Krankenwärterinnen in Privatverhältnissen, noch mehr in besonderen, für solche Kranke eingerichteten Abtheilungen großer Krankenhäuser, würden der Gefahr der Ansteckung gar nicht entgehen können. Aus den unzähligen Erfahrungen aber vom Gegentheile muß die Überzeugung hervorgehen, daß eine wirkliche Ansteckung durch den fortgesetzten Aufenthalt in der Nähe solcher Kranken, durch Ausdämpfung ihrer Lungen und des eiterigen Auswurfs so wenig, als durch die vorübergehende Berührung des Körpers, der Wäsche, Betten- und Kleidungsstücke derselben Statt finden könne, und wenn auch frühere, scharfsinnige Beobachter gar mancherley Erfahrungen mittheilen, wodurch sie wirkliche Ansteckung zu beweisen suchen, so hatten an dem Ausbruche solcher Krankheiten, wenn nicht eine vorzügliche Anlage, doch gewiß niederbeugende Gemüthszustände, Erschöpfung durch Anstrengung und Entbehrung des Schlafes bey der Krankenpflege und andere, allgemein schwächende Einflüsse ihren großen Theil. Zu dergleichen Erfahrungen gehören sicherlich die, welche Raulin, Riverius und Schenk nacherzählen, nach welchem Letzteren z. B. sich ein Arzt dadurch die Lungensucht zugezogen haben soll, daß er den Auswurf eines solchen Kranken berochen habe; auch wohl solche, die er selbst gemacht zu haben versichert, und mit folgenden Worten berichtet: „Ich habe selbst einen Priester von ziemlich starker Leibesbeschaffenheit gesehen, welcher kurze Zeit nach dem Absterben einer alten etlich und sechzigjährigen lungensüchtigen Dame, helles Eiter spuckte. Da er täglich mit dieser Kranken an einem kleinen Tische, wo sie sich einander gegenüber saßen, eine Spielparthie gemacht, so hatte er sich die Ansteckung zugezogen, indessen wurde er noch geheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Über den falschen Haarschmuck.

(Beschluß.)

Lange waren auch die Perücken in Frankreich der nothwendige Schmuck eines Arztes, was selbst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch ziemlich gewöhnlich war. Bekannt ist die Anekdote, daß Mad. Necker an dem, zu Paris gestifteten Hospitale den damahls noch sehr jungen, aber schon berühmten Corvisard anstellen wollte, doch nur unter der Bedingung, daß er sich auch dieses äußere

Sinnbild des Wissens beylegen sollte. Corvisard aber, der später erster Leibarzt des Kaisers wurde, gab lieber seine Hoffnung an jene Stelle auf.

Schon weiter oben ist angeführt worden, daß unter Ludwig XIV. die ungeheuren Perücken aufkamen, deren Mode sich später über Europa verbreitete, und dieser Handel Frankreich alljährlich mehrere Millionen einbrachte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts jedoch fing man an, vielerley verschiedene Formen zu tragen, von denen manche sogar gewissen Ständen eigen wurden. Auch verschiedenes Material wurde zu den Perücken angewandt, und statt des Menschenhaares, Wolle, Ziegen- oder Pferdehaare, ja sogar an den sogenannten ökonomischen Perücken feiner Eisendraht. Diese letzten waren so dauerhaft, daß sie sich auf Kindeskinder hätten forterben können, doch wußten die Pariser Perückenmacher das Verboth derselben zu bewirken.

Im Jahre 1789 schienen endlich die Titusköpfe den Perückenmachern und Haarkräuslern gänzlichen Untergang zu drohen; doch blieb es bey der Drohung, indem sehr bald die Wuth dergleichen Perücken zu tragen, welche wirklich die Natur sehr gut nachahmten, sich aller Köpfe bemächtigte.

Seitdem hat sich die Kunst, Perücken zu verfertigen, auf das Äußerste vervollkommnet. Man hat ihrer jetzt so künstlich bereitete, daß sie völlig einer Haut gleichen, aus der die Haare hervorgewachsen sind, und daß bey den ersten Mustern hiervon, welche die Gebrüder Normandin in Paris ausstellten, viele Naturkundige der Meinung waren, es müsse die gegärbte Kopfhaut eines Leichnams seyn, an welcher man die Haare gelassen. Auch sind diese Perücken ungewöhnlich leicht, und ziehen sich auch nicht durch Feuchtigkeit oder Schweiß zusammen, da letzterer durch das leichte, aber sehr feste Gewebe hindurch verdunsten kann.

Nicht alle Perückenmacher jedoch sind so geschickt in Verfertigung derselben, und die meisten kümmern sich wenig um die Form des Kopfes. Damit eine Perücke den Zweck, den sie jetzt noch hat, nähmlich das natürliche Haar zu ersetzen, völlig erreiche, muß sie weder zu groß noch zu klein seyn. Der Perückenmacher muß also nothwendig vorher genaues Maß genommen haben, auch muß dieselbe gerade so verfertigt seyn, wie die Person, die sich damit bekleidet, vorher ihre eigenen Haare zu ordnen pflegte. Eine schlecht verfertigte Perücke verunstaltet den, der sie trägt, und gibt ihm ein sehr altes Ansehen, so wie sie auch die Züge härter macht, wenn man das Haar zu dunkel nimmt. Eine mit Kunst und Geschmack verfertigte Perücke aber verbirgt nicht allein kahle Köpfe und graues Haar, sondern trägt wesentlich zur Verschönerung bey, und kann bey rheumatischen Übeln durch die immer gleiche Wärme, in welcher sie den Kopf erhält, von großem Nutzen seyn.

Auch für Frauen werden zuweilen ganze Perücken nöthig, manche indessen begnügen sich, ein wenig falsches Haar zu ihrem natürlichen zu mischen. Unter andern hat man Lockenbüschel, die mit dem Kamme aufgesteckt werden, so daß man nichts von dem falschen gewahr wird, so wie auch Flechten, die man mit in die hinteren Haare dreht, und dann zugleich mit den Schleifen darauf steckt. Hat man sich eines solchen Zopfes bedient, so muß man ihn jedesmahl gehörig wieder auskämmen, doch nicht flechten, damit die Haare nicht eine falsche Richtung annehmen, und auf diese Weise sie aufheben. Ein gut erhaltener Zopf dieser Art kann sehr lange schön bleiben. Pommade oder Öhl darf man bey falschen Haaren entweder gar nicht, oder doch nur in sehr geringer Quantität anwenden, und zwar nie den Augenblick vorher, ehe man sich desselben bedienen will, weil man es alsdann nicht so gut toupiren kann. Ein wenig Öhl dient jedoch zur Erhaltung des Haares, das außerdem leicht zu trocken wird, und einen falschen Widerschein annimmt; doch muß man auch, um das Letzte zu vermeiden, die Perücken so viel nur möglich, vor dem Staube zu bewahren suchen.

Wer leicht am Kopfe schwitzt, und dabey Perücken trägt, thut wohl, ihrer zwey vorräthig zu haben, damit stets die eine gehörig getrocknet werden kann, was sowohl für die Gesundheit als Reinlichkeit vortheilhaft und zugleich eine Ersparniß ist, indem beyde Perücken dadurch an der Dauer gewinnen.

Die beste Art zu Saugen.

Die mehresten stillenden Mütter und Ammen glauben sich genöthigt, dem Kinde die Brust zu reichen, so oft es schreyt. Sie wissen nicht, daß dadurch ein Hauptgrund zur Kränklichkeit gelegt wird, ja selbst zum frühzeitigen Sterben so mancher Säuglinge!

Auch hier werden die Thiere, ohne es zu wissen, durch den vom gütigen Schöpfer ihnen gegebenen Instinkt sicherer geleitet, als der Mensch durch seine Vernunft, sobald ihm die gehörige Aufklärung fehlt, und das bloße Gefühl deren Stelle vertritt.

Man betrachte eine Hündinn mit ihren Jungen: jetzt haben diese getrunken, ihre Mägen sind voll, der Milchvorrath der Alten ist ausgeleert; sogleich läuft sie fort, geht hin und frißt, und bleibt gar manche Stunde aus, während welcher sie nicht nur verdaute, und ihre Milchgefäße sich wieder füllten, sondern auch die Milch darin den gehörigen Grad von Reife erlangte. Indessen haben auch die Jungen verdaut, denn so geschieht die Verdauung bey allen säugenden Geschöpfen: die in dem Magen aufgenommene Milch gerinnt zu einer weißlichen, halbdurchsichtigen Masse, durch die fernere Wirkung des Magensaftes wird die Masse in eine gelbliche Flüssigkeit aufgelöst, welche in die Wärme übergeht, und dort, mit Hinzutritt der Galle u. s. w. zu gutem Nahrungsstoffe verarbeitet wird; erst wenn das letzte Klümpchen dieses Geronnenen auf solche Art geschmolzen, und in den Darm ausgetreten ist, wird der Magen leer, zu neuer Verdauung geschickt, und das Thierchen empfindet wahren Hunger, welcher ihm nun, durch die zur rechten Zeit hinzugekommene Mutter, abermahls reichlich gestillt wird. Doch dazu gehören gewiß mehrere Stunden Zeit! Was thun wir, ohne Rücksicht auf

den beschriebenen Hergang der Natur? Angenommen, das Kind habe sich jetzt satt gesaugt, nach einer viertel oder halben Stunde (während welcher die Milch zu einem Klumpen geronnen ist, und der Magensaft bereits angefangen hat, ihn aufzulösen) schreyt das Kind; ohne zu untersuchen, warum es schreyt, wird es an die Brust gelegt, frische Milch zu der halbverdauten gebracht, und somit die Verdauung wesentlich gestört; um so mehr, da bey dem öfteren Anlegen die Milch der Mutter selbst roh ist, nicht Zeit gehabt hat, in der Brust die nöthige Reife zu erlangen, welche allerdings erfordert wird, wenn sie als nahrhafter, gedeihlicher Stoff erscheinen soll. Möchte es uns gelingen, alle stillende Mütter von der einzig guten Art des Stillens zu überzeugen, von welcher wir bey denen, die Folge leisteten, die schönsten Früchte für sie selbst, und für ihre Säuglinge, gesehen haben. Die Sache ist ganz einfach, und besteht darin, dem Kinde nicht mehr als sechs Mahl in 24 Stunden die Brust zu reichen. Um dieses aber auszuführen, müssen mit Festigkeit manche Schwierigkeiten überwunden werden.

1) Muß man pünctlich nach der Uhr verfahren, und sich davon nicht abhalten lassen, weder durch Geschäfte, noch durch das Schlafen des Kindes, welches selten vorkommen wird, und gar nicht mehr, sobald die Sache auch nur 8 Tage lang im Gange ist.

2) Vier Stunden müssen nothwendig abgewartet werden, von einem Mahle Anlegen zum andern; und zwar in folgender Ordnung: a) früh um 6, b) Vormittag um 10, wo in der Zwischenzeit die Mutter gefrühstückt und geruht hat; dann c) Nachmittags um 2. Hier hat nun die Mutter um 12 zu Mittag gespeist, bis um 2 verdaut und gute, reife Milch gesammelt. d) Abends um 6, e) Abends um 10. Die Mutter legt sich nieder, kann ruhig schlafen, bis f) früh um 2, wo sie dem Kinde das einzige Mahl in der Nacht die Brust zu reichen hat, und wieder schlafen kann bis früh um 6 u. s. w.

3) Eine Hauptschwierigkeit rührt zu Anfange von dem öfteren Schreyen des Kindes her. Da darf sich die Mutter durchaus nicht irre machen lassen; weder die Brust, noch etwas zu essen, noch ein sogenannter Zulp, (Zuzel) darf ihm gereicht werden. Man sehe zu, ob es sich etwa unrein gemacht hat, gebe ihm dann eine reine Windel; oder liegt es unbequem, kann es Arme und Beine nicht gehörig bewegen, so gebe man ihm mehr Freyheit und sorge, wie man immer thun sollte, für ein reinliches, bequemes Lager. Zuweilen wohl kann das Kind wegen Leibweh, Mangel an Öffnung u. dgl. schreyen; ein einfaches Klystier von gekochtem Wasser, höchstens von etwas frischbereiteten Kamillen- oder Melissenaufguß, wird gemeiniglich Hülfe schaffen; wo nicht, so wird, wie in allen Krankheitsfällen, nicht die Hebamme, sondern ein geschickter Arzt zu Rathe gezogen. Dabey wollen wir nicht vergessen, daß manche Kinder viel schreyen, ohne andere Ursache, als das Bedürfniß, sich zu bewegen, und ihre Lungen auszudehnen. Überhaupt ist zu bemerken, daß die Beschwerlichkeit mit dem Schreyen kaum die ersten 8 Tage dauern wird, wenn anders die Mutter die empfohlenen vierstündigen Zwischenräume streng und genau nach der Uhr beobachtet. Das Kind ist noch vielmehr als der Erwachsene ein Gewohnheitsgeschöpf, welches sehr leicht an etwas gewöhnt werden kann, und dann daran hält, vollends wenn es sich, wie hier, bey der Gewohnheit offenbar besser befindet.

4) Doch sey damit nicht gemeint, daß mit dieser Zeiteintheilung sogleich nach der Geburt angefangen werden soll. Nein, denn die Verdauungskräfte des Neugebornen sind noch schwach, es kann und soll nur wenig auf einmahl bekommen, dafür aber öfter. So oft das Kind nach dem Trinken sich übergibt ist ein Beweis, daß man es zu lange habe saugen lassen. Erst nach acht bis vierzehn Tagen wird es kräftig genug seyn, vier Stunden warten zu können. Dann ist aber auch nicht zu zoudern.

5) Noch eine Vorsicht muß hier bemerket werden: über das Einschlafen des Kindes an der Brust, welches bisweilen nicht zu ändern ist, auch weiter nicht schaden wird, wenn nicht, wie leider gewöhnlich geschieht, das Kind aus Weichlichkeit, um es nicht in der Ruhe zu stören, sogleich niedergelegt wird. Das ist ganz falsch, und zwar aus dem Grunde: der an der Brust eingeschlafene Säugling behält Milch im Munde, diese säuert, erzeugt hier die lästigen Schwämmchen, und im Magen eine unrechte Säure, wodurch die darin befindliche Milch kreideweiß, fest, und zur Nahrung untauglich wird; auch die Galle wird verändert und grünlich; daraus entstehen Leibschmerzen und die sogenannten gehackten Ausleerungen. Allen diesen üblen Folgen wird dadurch vorgebaut, wenn man jedesmahl den Mund des eingeschlafenen Kindes mit einer feuchten feinen Leinwand vollkommen rein auswischt, daß keine Spur von Milch zurück bleibe. Das Kind wird dabey öfters fortfahren zu schlafen, und wenn nicht, doch bald wieder in Schlaf verfallen.

Miscelle.

Erdbeben. In Canton fand am 16. September v. J. ein Erdbeben Statt, eine in jenem Theile der Erde äußerst seltene Erscheinung. Die Erschütterungen dauerten 6 bis 7 Sekunden, und die Oscillationen gingen nördlich und südlich. Am 24. Juny soll dagegen eine fürchterliche Erderschütterung in Tayming, einem nördlich von der Provinz Houan, unter dem 36. Grad, gelegenen Lande Statt gefunden haben, und durch dasselbe 12 Städte zerstört worden und eine ungeheure Menschenmenge verunglückt seyn.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

46. Wien, Mittwoch den 8. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Vom Schweiße der Auszehrenden, und seinem Einflusse auf die gesunde Umgebung.

(Beschluß.)

Wenn nun aber auch diese krankhaften Absonderungen und Ausscheidungen nicht im wahren Sinne des Wortes anstecken können, so bleiben sie doch gewiß krankhafte Erzeugnisse, die gesunde Körper durch anhaltende Einwirkung schwächen, und auf sie einen sehr nachtheiligen Einfluß haben müssen. Und bedarf es denn bey tausend und abermahl tausend Menschen etwas anderes, als eines fortgesetzten schwächenden Einflusses, um ihr vegetatives Leben in Kurzem bedeutend herabzustimmen; so, daß die Ernährung im Allgemeinen beschränkt wird, ein Mißverhältniß zwischen Verbrauch und Ersatz von Kräften und ernährenden Stoffen, ein hektischer Zustand entsteht, oder bey einem schon allgemein geschwächteren Zustande die Verrichtung der Lungen den übrigen organischen Thätigkeiten nicht mehr entspricht, das harmonische Zusammenwirken aller gestört wird, sie selbst als so reitzbare Eingeweide gleichsam der Sitz der sich concentrirenden Krankheit werden, mit einem Worte Lungensucht entsteht? Was nun die Ausathmungen und den Auswurf anbelangt, so können beyde nicht wohl, als solche krankmachende Einflüsse wirksam werden; denn auch bey der zärtlichsten Liebe läßt sich doch nicht leicht Jemand so anhaltend von einem schwachen Kranken anhauchen, man geht ab und zu, mitunter wird doch auch die Luft im Zimmer erneuert, so, daß der Gesunde immer wieder einmahl reine, gesunde Luft schöpft, und von großer Annäherung mit dem Auswurf sichert wohl der Ekel eines Jeden.

Anders ist das leider oft mit den krankhaften Schweißen. Unzählige arme Eheleute gibt es, welche nur ein Bett haben, wo dann wohl der Gesunde neben dem Kranken fortwährend, bis dieser als Leiche herausgehoben wird, liegen muß, und sein Körper der Ausdünstung des Kranken Nacht für Nacht ausgesetzt wird. Oder wenn der Eigensinn des Kranken abwechselnd bald in diesem, bald in einem andern Bette in der Meinung ruhen will, daß dadurch seine Leiden gelindert würden, und nun das gerade, leere Bette dem Gesunden zu seiner Lagerstätte dient. Oder aber, wenn nach dem Tode eines solchen Kranken Betten, Wäsche und Kleidungsstücke von Gesunden ohne die nöthige, gründliche Reinigung in steten Gebrauch genommen werden. Wahrhaftig, das kann doch Niemand in Abrede stellen, daß eine so fortwährende Verunreinigung des gesunden Körpers mit einer solchen fremden, krankhaften Ausdünstungsmaterie, oder das unausgesetzte Auf- und Anlegen von Wäsche und Kleidungsstücken, die mit derselben geschwängert sind, als schädliche, krankmachende Einflüsse gelten können. Und können diese anders als schwächend auf den gesunden Organismus wirken? Lassen sich aus ihnen nachher nicht allgemeine Störungen des Reproductionssystems und daraus wiederum Stockungen in den Lungen, und endlich Destruction derselben, wahre eiterige Lungenschwindsucht erklären?

Könnte dieß einem Zweifel unterworfen seyn? Demnach nicht durch wahre Ansteckung, durch unmittelbare Einwirkung eines Contagiums auf die Luftwege; sondern allein durch ihren allgemein schädlichen Einfluß auf die Gesundheit vermögen Abzehrende Absonderungen und Ausscheidungen, hektische Zustände und Lungensucht zu erzeugen, und die krankhafte Hautausdünstung ist unter allen den Auswurfsstoffen solcher Kranken vorzugsweise dazu geeignet.

Von den vielen Fällen, welche Raulin zum Belege seiner Ansicht von der Ansteckungskraft der Lungensucht erzählt, bestätigt nachstehender das Gesagte vollkommen. Ein junger 27jähriger Mann läßt sich ein Paar wollene Strümpfe von einem Frauenzimmer stricken, welche im höchsten Grade an der Lungensucht leidet, und deren hektischer Schweiß natürlich beym Stricken von dem wollenen Garne in reichlichem Masse aufgenommen werden mußte. Er zieht die Strümpfe sogleich an, ohne sie zuvor waschen zu lassen. Die Folge davon ist, daß er, welcher zuvor stets mehr Kälte und besondere Trockenheit der Füße empfunden hatte, nun von heftigen Fußschweißen geplagt wird. Bald wird der Schweiß allgemeiner, er nimmt an Fleisch und Kräften ab, und in wenigen Wochen stellt sich ein kurzer Husten ein, welcher mit einem eiterigen Auswurfe begleitet ist, so, daß er sich genöthigt sieht, über seinen Leidenszustand einen Arzt um Rath zu fragen. Nur durch die geschickte ärztliche Behandlung des Dr. Raulin wurde er noch gerettet.

Auch aufmerksamen, erfahrnen Ärzten jetziger Zeit kann es nicht an Erfahrungen fehlen, aus welchen sich die krankmachende Eigenschaft der Ausdünstungsmaterie Auszehrender unwiderlegbar ergibt. Verfasser dieses könnte mehrere überzeugende Beyspiele aus seiner Praxis mittheilen, begnügt sich aber, nur eines der auffallendsten anzuführen. Ein junger Bauer, mit lungensüchtiger Anlage, verheirathet sich mit einem gesunden Mädchen, und gelangt durch sie zu dem Besitze eines nicht sehr bedeutenden Bauerngutes. Kaum ist er ein Vierteljahr Ehemann, so bekommt er Bluthusten, und bey dem Gebrauche meist zweckwidriger Hausmittel bildet sich bald eine so vollendete Eiterlungenschwindsucht aus, daß er nach 22 Wochen ein Opfer derselben wird. Zehn Wochen darauf kommt das Weib mit einem Knaben nieder, eine böse Brust verhindert sie am Stillen, und ihre blühende Gesundheit kehrt nicht wieder. Doch verheirathet sie sich wieder mit einem andern, rüstigen jungen Mann. Zum zweyten Mahle wird sie schwanger, kränkelt aber während der ganzen Zeit; Engbrüstigkeit und Husten im heftigsten Grade lassen fast fürchten, daß sie die wahre Zeit der Niederkunft nicht erlebt; obwohl dieß geschieht, so ist doch der achte Tag ihres Wochenbettes ihr Todestag. Sie stirbt an wirklicher Lungensucht, und hinterläßt ein schwächliches Mädchen, welches nur mit Mühe durch die einsichtsvolle, größtentheils von einer menschfreundlichen Dame geleitete Pflege am Leben erhalten wird. Auch dieser kräftige Mann verheirathet sich wieder; gar bald verfiel er aber in Lungensucht. Verf. behandelte auch diesen, er überstand wirklich den Winter 1827 — 1828, wurde im Sommer selbst wieder thätig, aber im Herbste 1828 doch ein Opfer der Schwindsucht, und hinterließ auch ein Kind, ebenfalls ein Mädchen. So sind in Zeit von kaum fünf Jahren zwey Väter und eine Mutter aus diesem Gute zu Grabe getragen worden, und Verfasser zweifelt nicht daran, daß, hätte er die wohl jetzt noch gesunde Witwe nicht in der Zeit eindringlich ermahnt, sich die traurigen Vorgänge ihres Hauses zur Warnung dienen zu lassen, nicht bey dem Kranken zu schlafen, nicht von Betten und Wäsche desselben ohne die sorgfältigste Reinigung Gebrauch zu machen, wie es die beyden zuletzt Verstorbenen gemacht hatten, hätte er ihre Gesundheit, welche einmahl schon wanken wollte, nicht durch zweckdienliche Heilmittel unterstützt, sie wohl auch ein gleiches Schicksal gehabt haben möchte.

Die Auszehrung sey nun übrigens ein hektischer oder ein schwindsüchtiger Zustand, in nur einigermaßen hohem Grade ist er von dem Zehrfieber (Schleich-, Schwind- oder Consumtionsfieber) begleitet, welchem wenigstens später niemahls die krankhafte, erschöpfende Hautausdämpfung, der hektische Schweiß, fehlt. So ist nun bey allen diesen Krankheiten die Gelegenheit zu schädlicher Einwirkung auf gesunde Körper gegeben, und wie wir den Schweiß einzig als die Ausscheidung Abzehrender ansehen können, deren nachtheiliger Einfluß auf Gesunde eine Berücksichtigung verdient, so können auch keine idialistischen Resonements sie zu einer gesunden Potenz umschaffen. Daß dazu, um ihre feindselige Einwirkung leichter zu empfinden, eine besondere Anlage gehören mag, daß durch Mangel an Lüftung und sorgfältiger Reinigung der Betten, Wäsche und Kleidungsstücke, durch große Wärme des Krankenzimmers, eines Sommers, des Climas, dieser Zehrfieberschweiß, wie alle animalische Stoffe, eine noch gefährlichere Beschaffenheit annehme, darum aus ihm in südlicheren Gegenden noch größeres Verderben als in nördlicheren entspringen könne, wollen wir gar nicht in Abrede stellen. Das ändert aber die Nothwendigkeit und Pflicht nicht, zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens Anderer in Bezug auf diesen Schweiß, die möglichste Vorsicht zu beobachten. Wer darum nicht zu den Leichtsinnigen und Unverständigen gezählt werden will, der muß, liegt ihm das traurige Geschäft ob, solche Kranke in seiner Familie zu verpflegen, alles Schlafen in einem Bette mit einem solchen Kranken gänzlich einstellen, und alle Effecte, die mit dessen Schweiße verunreiniget werden konnten, der sorgfältigsten Reinigung unterwerfen; Hemden, Hals- und Schnupftücher, Strümpfe, (Jäckchen) Nachtleibchen ꝛc. und Bettwäsche aber nie wieder gebrauchen, wenigstens, wo das die drückendste Armuth oder Geiz nicht zugeben wollen — nie, bevor diese Sachen 4 — 6 Wochen auf der Bleiche gelegen haben. Wird dabey übrigens für Reinheit der Luft im Krankenzimmer gesorgt, welche durch Umhersprengen mit oxidirt salzsaurem Wasser und anderweitige Entwicklung des Chlorgases, besonders durch den so wohlfeilen Chlorkalk, auf Anordnung und unter Anleitung des Arztes so leicht geschehen kann, werden Wäsche, Betten fleißig gewaschen und gelüftet, und ungebildeten Lungensüchtigen nicht das Umherspeyen auf dem Fußboden, oder gar an die Wände gestattet; wahrhaftig, so kann jeder die Seinigen in solchen Leiden auf die liebvollste Weise pflegen, ein Nachtheil für seine Gesundheit wird nie daraus entstehen. Möchten es doch Geistliche, besonders auf dem Lande, im Verweilen in den Häusern solcher Kranken ihren Einfluß auch dazu zu gebrauchen, daß man den Ermahnungen des Arztes über diesen wichtigen Gegenstand mehr Folge leistete, oder möchten sie da, wo ein solcher gar nicht zugezogen wurde, selbst darüber eindringlich belehren. Gewiß wäre es dann nicht mehr so

oft der traurige Fall, daß in einem Zeitraum von wenigen Jahren von einer Familie vier bis fünf Erwachsene an Lungenschwindsucht, oder eben so viele Kinder bald an Darrsucht, bald an Nervenauszehrung sterben.

Die Kenntniß von möglichen schädlichen Folgen muß aber auch gewissenhafte, chronische Kranke dazu bestimmen, daß sie, wenn sie sich auch, wie es in der Natur der Consumtionskrankheiten liegt, nicht von dem wirklichen Vorhandenseyn einer Auszehrung überzeugen könnten, z. B. das Schlafen neben sich in demselben Bette, und andere Gemeinschaft der Wäsche und Betten mit Gesunden nie dulden, sobald sie an sich nur eine allmähliche Abnahme der Kräfte und des Fleisches, oder gar öftere Schweiße bemerken.

Endlich dürfte es der Gesundheitspolizey in einem Lande freylich schwer werden, rücksichtlich der Effecten der an Auszehrung Verstorbenen eine, alles Unheil verhüthende Aufsicht zu führen; denn man weiß ja, welche unübersteiglichen Hindernisse nicht nur Armuth, sondern auch Dummheit, Geiz, Habsucht, Widerspenstigkeit selbst den wohlthätigsten gesetzlichen Anordnungen dieser Art in dem Weg legen. Aber wir meinen, der Staat hat dann schon seine Pflicht gethan, wenn er durch besondere Erlassungen die Unterthanen über das Gefährliche einer gewöhnlichen Unvorsichtigkeit belehrt, und jedenfalls ließe sich doch erwarten, daß sie von einem nicht geringeren Erfolge wären, als Verordnungen, welche die Sorge um Einschleppung oder Verbreitung anderer ansteckenden Krankheiten und Viehseuchen nothwendig machen.

Die Seekrankheit.

Nichts ist so fabelhaft, und für die Realität von keinem andern stehen die meisten Menschen, welche glauben, an sich selbst das Experiment gemacht, und auf eigne Kosten die Überzeugung gewonnen zu haben, so beharrlich ein, als die Seekrankheit. Es ist nützlich und heilsam, vor den eingeschifften Continentalen eine Vorlesung über die Nichtexistenz der Seekrankheit zu halten. Wenn es gelingt, ihre Aufmerksamkeit fest zu halten, so wirkt dieser Vortrag prophylaktisch, selbst therapeutisch. Jede Übelseynsform, von welcher irgend ein Mensch während der Dauer einer Seereise befallen ist, wird sogleich für Seekrankheit erklärt; und doch kann man während einer Seereise eben so leicht, und noch leichter als während des Aufenthalts auf dem Festlande erkranken.

Die meisten Menschen begeben sich schon mit ängstlicher Erwartung des gefürchteten Übels an Bord. Diese trübselige Gemüthsstimmung wird vermehrt durch die Trennung von Freunden und Verwandten, welche den Seereisenden in frühen Morgenstunden nach unruhigem und gekürztem Schlafe, öfters nach einem nächtlichen Abschiedsschmause oder Trinkgelage an Bord zu begleiten pflegen, und dort unter Thränen, als wäre es für das ganze Leben, von ihm Abschied nehmen. Dazu kommt die kalte, nasse, oft neblichte Meeresluft im Hafen oder auf der Rhede, die gespannte Erwartung der durch zufällige Umstände verspäteten Abfahrt, der Schiffstumult durch das Hin- und Herlaufen der Matrosen, das Aufziehen der Segel, das Andringen der Reisenden, deren jeder in der engen Kajüte sich, so gut und breit als möglich, einzurichten bestrebt ist. So geschieht es, daß Vielen schon wüste im Kopf ist, und sie halbkrank sind, ehe sie das Ufer verlassen.

An der Stelle der Einmündung der Maas befindet sich eine große, breite Sandbank, über welche man nur mit der hohen Fluth schiffen kann. Trifft ein Schiff diesen günstigen Zeitpunct nicht, so muß es daselbst oft mehrere Stunden lang vor Anker liegen. Holländische Schiffer bringen abgekochte kleine Seekrebse zum Verkauf; diese werden gewöhnlich von den Reisenden gierig und im Übermaße verschlungen, oft bey noch nüchternem Magen; alle diese fangen nun unmittelbar zu brechen an, und werden seekrank (wohl eher krebskrank). Ist dieß einmahl bey Einem geschehen, so entsteht durch den ekelhaften Anblick nicht nur des Ausgeworfenen, sondern auch seines bleichen, entstellten Angesichts, Nachahmung, besonders wenn die Reisegesellschaft zahlreich und in engem Raum zusammengedrängt ist. Dazu kommt, daß die Seekrankheit nun der fortwährende Gegenstand der Unterhaltung ist und bleibt, und Alles mit Ekel erfüllt. Selbst die Schiffsleute entwerfen die weitläufigsten und ekelhaftesten Gemählde davon, vielleicht absichtlich und auf die Seekrankheit der Reisenden speculirend; da auf Dampfbooten die Reisenden in Pension genommen werden, und schon bey der Einschreibung nicht nur die Überfahrt, sondern auch die Mahlzeiten bezahlen müssen. Außerdem werden nun noch oft die unpassendsten Mittelchen, deren in der Regel ein jeder Kranker einige besitzt, erzählt und abgehandelt. Die meisten glauben, man müsse sich auf dem Verdecke in freyer Luft aufhalten, andere empfehlen wieder die Kajüte; allein hier ist der Raum enger, die Betten etagenweise über einander aufgeschichtet, die Luft erwärmt sich sehr, besonders in der Nähe des Dampfkessels, und üble Gerüche kommen aus den benachbarten Vorrathskammern und den Latrinen. Nach dem Essen ist die Kajüte mit ekelhaftem Geruche angefüllt. Behaglicher und angenehmer ist es auf dem Verdecke bey günstiger Witterung. Allein bey heftigem Winde ist die Kälte sehr empfindlich. Besonders schwächliche Individuen verlieren leicht alle Wärme, zittern, werden bleich, und von einem Frost überfallen, welchem Üblichkeit, Schwindel und Erbrechen folgen. Dieser Zustand, von welchem stärkere Menschen frey bleiben, wird irriger Weise für den Anfang der Seekrankheit erklärt: noch schlimmer ist es bey neblichter und regnerischer Witterung.

Hierzu kommt noch die ungewohnte Schiffskost, welche auf englischen Dampfschiffen im Ganzen besser als auf Holländischen, aber doch für den, an andere Nahrung gewöhnten Magen des Continentalen etwas belästigend ist. Dünnes Bier, und der in Holland fabricirte Bordeauxwein macht viele Deutsche noch auf dem Festlande krank, und die abenteuerlich großen, fetten, halbgebratenen Maßen Fleisches erregen bey Vielen Ekel. Reicht dieses alles nicht

hin, den continentalen Neuling krank zu machen, ohne dem Meere diese Schuld beyzumessen? Viele erkranken nur auf der ersten, nicht auf spätern Seereisen, weil sie sich nun mit Kleidung, Speisen, Getränken u. s. w. besser einrichten, viele Schädlichkeiten vermeiden, und sich an die unvermeidlichen gewöhnen.

Der Anblick des unermeßlichen Meeres kann unmöglich die Ursache der Seekrankheit seyn; er hat nichts Niederdrückendes, Verwirrendes, er ist vielmehr erhebend und beseligend. Die Bewegungen des Gemüthes werden rascher und freudiger, die Gedanken erweitern sich, sie werden kühner und freyer. Die Bewegung der Fluthen, der Zug der Wolken, der erstaunungswürdige Effect des Sonnenlichts, besonders zur Zeit des Aufgangs und Untergangs, das Magische des Mondlichts, der gestirnte Himmel, der Saum des Horizontes, geben dem Gemählde eine große Mannigfaltigkeit, und — wenigstens auf einer kurzen Seereise — gibt es keine Einförmigkeit.

Es wird der Rath ertheilt, man solle den Blick auf einen sichtbaren, möglichst entfernten Gegenstand z. B. eine Wolke, Schiff, richten und festhalten. Dieß scheint für längere Dauer unausführbar, wegen der damit verbundenen Anstrengung, und wegen der gehemmten freyen Bewegung der Gedanken eher schädlich, in keinem Falle nothwendig zu seyn.

Entkleiden wir die Seekrankheit von aller fremdartigen Zuthat, so bleiben, wie uns scheint, noch zwey, und zwar wesentlich von einander verschiedene Zustände übrig, welche getrennt Statt finden mögen, welche aber auch wohl sich vereinigen, und dadurch bedeutendes, selbst andauerndes Übelbefinden hervorbringen können. Der erste dieser Factoren ist ein mechanisches Unvermögen, bey den Bewegungen und Schwankungen des Schiffs aufrecht zu stehen. Diese sind von sehr zusammengesetzter Art. Die abwechselnden Erhebungen und Senkungen des Vordertheils hängen von der Höhe der Meereswellen ab, die seitlichen Schwankungen von dem Druck des Windes. Dazu kommt auf Dampfschiffen eine eigenthümliche innere, erzitternde Bewegung, welche vom Stoß der Maschine herrührt. Der unversuchte Continentale kann auf dieser immer beweglichen, und sich immer verschiebenden Fläche nicht gehen: der Matrosengang will, und muß — wie das erste Gehen — erlernt werden. Dieses mechanische Unvermögen besteht ohne alle Affection der Magengegend und Schwindel. Man darf bey den ersten mißlungenen Versuchen zum Gehen nur nicht unmuthig werden, oder sie zu lange, bis zum Taumel, fortsetzen. Sobald dieser sich auch nur leise regt, setze man sich nieder, und mache erst nach einer Viertelstunde oder später Versuche. Überläßt man sich dem Taumel, so treten sogleich eigene Empfindungen in der Gegend des Magens ein, welche ohne Zweifel in dem sympathischen Nerven und im Sonnengeflechte derselben ihren Ursprung nehmen, in einer rein dynamischen Verstimmung derselben ihren Grund haben, in dem Gefühl eines anwehenden Lüftchens einer, wie epileptischen Aura bestehen, bald Übelkeit, und nach eingetretenen Secretionsveränderungen Erbrechen nach sich ziehen. Gesellt sich diese zu dem Taumel bey fortgesetzten Gehversuchen hinzu, so ist man verloren, und der wirkliche kranke Zustand beginnt. Diese perversen Sensationen in der Herzgrube können auch rein für sich, und im Zustande der Ruhe entstehen; aber durch die Macht des Willens lassen sie sich unterdrücken oder wenigstens so beherrschen, daß sie in kurzer Zeit und vollkommen unschädlich vorübergehen. Die Berichtserstatter versichern, dieß selbst an sich erprobt, auf der Seefahrt gegessen und getrunken zu haben, wie sie auf dem Festlande gewohnt waren, so weit Speisen und Getränke zu erlangen waren, auch nach Tisch und während der Nacht sehr gut geschlafen, einer großen Heiterkeit genossen und sich übrigens vollkommen wohl befunden zu haben.

Miscelle.

Nahrhaftigkeit der thierischen Substanzen. Durch den Genuß des Fleisches und der Gallerte vermehrt der Mensch seine Kräfte und erhält sich zugleich gesund. In Frankreich bekommt das Militär mehr Fleischkost, als der gemeine Mann hat; sie verhält sich bey jenem zur Pflanzenkost wie 2 zu 7, während dieß Verhältniß bey diesem wie 2 zu 15 ist. Daher ist der Taglöhner auch mehr Krankheiten ausgesetzt, und kann keine so schweren Arbeiten verrichten, als der Soldat. Was jedoch dem gemeinen Manne an Fleisch abgeht, das ersetzt er durch Wein oder Branntwein; aber nichts ist verderblicher, als der Genuß des Letztern. Man sollte daher vorzüglich Gallerte verfertigen, um Suppen davon zu kochen; dadurch würden die Armen, welche kein Fleisch kaufen können, eine nährende Thierkost erhalten, und vor vielen Krankheiten und Ausschweifungen bewahrt werden. Die Gallerte ist der nahrhafteste Theil, welchem das Fleisch seine vorzüglichsten Eigenschaften zu verdanken hat. Wenn man das Fleisch kocht, so ist sie der einzige Theil, der sich im Wasser auflöset, und sie allein gibt den Suppen ihre nährenden Bestandtheile. Sie befindet sich in allen am meisten nährenden Substanzen.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

47. Wien, Samstag den 11. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Von der Abhärtung; wie wird sie auf dem Wege der Vernunft und Erfahrung zum Heile und nicht zum Verderben des geistigen und physischen Menschen erreicht?

Von Dr. Leopold Fleckles.

Das Wort Abhärtung hört man so oft aus dem Munde von Ältern und Erziehern, es wird in so verschiedener Bedeutung genommen, jeder erklärt sich dieselbe nach dem Systeme seiner Neigungen, denen er vorzüglich huldigt. — Manche gehen in der Erziehung mit der Abhärtung zu weit, und zerstören die Knospe, daß sie nur welkt oder gar keine Früchte trägt. Daher ich einige Worte hierüber nicht unnöthig erachte in einer Schrift, die Nutzen stiften will in der Blüthe des schönen Geschlechtes; wo zwar, wie man zu glauben berechtigt wäre, die Abhärtung seltener sey, aber, wo sie sich einfindet, entweder in das Gebieth der Phantastischen, oder der Schwärmerey hinüberschweift.

Die Abhärtung ist ein diätetisches Verfahren, wodurch man beabsichtigt, einen Menschen tauglich zu machen, daß er viele Beschwerden ohne Nachtheil für seine Gesundheit, und ohne daß sein Leben dabey gefährdet wäre, ertragen lerne mit Standhaftigkeit und reger Ausdauer; um auf diese Weise zu bezwecken, daß er in eine gewisse Unabhängigkeit von den äußern Einflüssen gesetzt werde.

Ein solches Verfahren hat zwey Zwecke, die er zu erreichen strebt. Erstens die Kräfte in ihrer Gesammtheit aufrecht zu halten, und zweytens, durch diese unterstützt den schädlichen Einfluß der Außenwelt sich aussetzend, diesen kühn die Stirne zu biethen. Diese Grundsätze sind durchaus nicht auf alle Menschen anwendbar, denn viele Geschöpfe kommen ja so schwach zur Welt, mit in die Augen springenden Krankheitsanlagen durch ihre Ältern bedingt, daß die Summe ihrer innern Kräfte viel zu gering ist, und auch nur langsam mit den Jahren sich vermehrt, und dieses nicht in einer wünschenswerthen Proportion mit dem Alter; bey diesen kann man daher nicht so strenge nach vorgefaßten Meinungen sogleich an das Werk der Abhärtung gehen. Andere kommen aber schon recht stark zur Welt, werden mit den Jahren noch lebenskräftiger; hier biethet sich also die Hand freywillig zu einer vernünftigen Abhärtung, die man aber auch nicht ängstlich versäumen muß. Hier soll die Nahrung sehr einfach aber nahrhaft seyn. Der Aufenthalt finde zu verschiedenen Tageszeiten in einer reinen Luft Statt, wo die Bewegung in zweckmäßiger Vereinigung mit den übrigen diätetischen Normen, als der Hebel alles Lebens und Gedeihens, nicht vernachläßigt werde. „So mag man den Knaben, sagt Burdach, allmählich leichter gekleidet, und immer länger in Sturm und Regen schicken, aber er muß dabey durch kräftigere Bewegung der Kälte und Feuchtigkeit von innen heraus entgegenarbeiten, und dann wieder in trockener Bekleidung und mäßiger Wärme sich Erhohlung gönnen; man mag ihn hungern, wachen und sich abmüden lassen, aber man muß dabey Heiterkeit und Frohsinn in ihm erhalten, und Gedanken in ihm erwecken, die ihn beleben und durchglühen; man mag seinen Willen brechen, seine Wünsche versagen, Übel ihm zufügen, und fremdes Leiden ihn beobachten lassen, aber es muß darin die Erfüllung eines höheren Gesetzes, dem seine Vernunft sich unterwirft, ihm klar werden, und in milderer Behandlung muß dann sein Gemüth wiedererwärmen. So gelangt man dahin, daß den Außendingen und Zufällen ihre Macht geraubt werde, und unter feindseligen Einflüssen der Mensch sich kräftig behaupte. Verderblich aber ist jenes rohe Eingreifen in den zarten Organismus, wo man ihm nur Entbehrungen und Mühseligkeiten auferlegt, was ganz besonders bey Mädchen oft geschieht, auf eine

unerklärbar unbesonnene Weise; dadurch wird entweder die lebendige Kraft zerknickt, und das Leben verkümmert, oder der Organismus verfällt in rohe Härte und Störrigkeit, büßt die Zartheit der Sinne und der Empfindung ein, und wird des frey entgegenwirkenden Lebens verlustig."

Die Abhärtung erfordert einen mit medicinischen Kenntnissen ausgerüsteten Leiter, nie soll man durch Modegrillen geleitet, selbst das Werk beginnen; auch hier wäre es zweckmäßig, wenn es sich um die glückliche Zukunft eines Menschen handelt, einen erfahrenen Arzt zu befragen, denn nur zu leicht geht man hier von Extrem zu Extrem gewissermaßen ganz unbesorgt über, als wollte man planlos Jemanden zu einen siechem Leben vorbereiten.

Einige träumen in der Erziehung immer von spartanischem Ideale, und vergessen, daß diese lebenskräftigen Naturen unter ganz anderen moralischen, physischen und politischen Einflüssen gelebt haben. Diese Völker hatten keine andere Absicht, sie wollten sich nur rüstige Krieger gegen ihre zahlreichen Feinde erziehen, und der Egoismus verleitete sie also zur gänzlichen Verachtung eines schwächlichen Menschen. — Wo bleiben aber eben die heiligen Rechte jener von der Natur stiefmütterlich versorgten Geschöpfe, wie sollten wir ihnen ihre Leiden noch vermehren, haben sie keinen Anspruch auf unsere doppelte Sorgfalt und innigere Liebe, und spricht sich nicht in diesen Geschöpfen ein unerklärbares Etwas aus, das uns zum Mitleid stimmt?

Vor 40 Jahren kam von Albions Küsten der Grundsatz an die Ufer des Rheins: „die Kälte sey das einzige Stärkungs- und Verlängerungsmittel des menschlichen Lebens." Diese unselige Anglomanie befahl die zartesten Kinder ohne Unterschied in der rauhesten Jahreszeit zu baden, in kalten Zimmern zu leben, und in sehr dünnen Kleidern bey dem größten Froste umherzugehen. Zum Heile der Menschheit ging diese verderbliche Universalmedicin unter.

Jene, welche die Abhärtung in Ausübung zu bringen trachten, mögen folgende Maxime beherzigen.

1) Es ist ein unveränderliches Gesetz in der Natur, daß alle warmblütigen Geschöpfe zu ihrer Reife und Ausbildung einen gewissen Grad von Wärme benöthigen, der, ohne ihr Leben an den Grundpfeilern zu erschüttern, nicht bey Seite gesetzt werden kann.

2) Die Abhärtung kann nur dann in Anwendung gebracht werden, wenn der Körper und seine Organe schon einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreicht haben. Vorübungen zu einer künftigen Abhärtung können früher gemacht werden, aber mit Behuthsamkeit, und nicht mit einer unverzeihlichen Strenge, oder tadelnswerthen Sorglosigkeit.

In den meisten europäischen Ländern überlebt nur zwey Drittel das dritte oder vierte Lebensjahr. Der Grund hiervon liegt größtentheils in einer mißverstandenen Idee, die die Zeit als System aufstellt, wornach so Viele ihre Erziehung bey Kindern modeln. In Hauptstädten hat man Gelegenheit leider genug, sich von der Wahrheit dieser ausgesprochenen Meinung vielfach zu überzeugen.

3) Die Abhärtung muß ein gewisses Gleichgewicht bezwecken in Bezug auf Kleidung, Nahrung, Wohnung, Schlaf ꝛc. denn während man nur auf einen der genannten Momente Rücksicht nimmt bey der strengeren Erziehung, und die anderen nicht berücksichtigt, wird schon ein ganz verschiedenes Verhältniß zwischen dem Organismus und den äußeren und inneren Einflüssen gesetzt, denen er Preisgegeben ist; aber eben dadurch wird eine Geneigtheit zur Krankheit oder Krankheit selbst bedingt.

Das was hier nun im Allgemeinen angedeutet wurde, findet in der Anwendung der, bey allen diesen Gegenständen erwähnten zweckmäßigen diätetischen Vorschriften seinen Grund und Rechtfertigung.

Über den Begriff von Schönheit.

Die Schönheit im Allgemeinen ist das, was dem Auge durch richtige Verhältnisse, gefällige Farben und Harmonie des Ganzen gefällt. Die Schönheit der Frauen trägt oft durch Überredung den Sieg über die Beredsamkeit, durch Gefühl über die Moral davon.

Alles scheint in derselben willkührlich, und wenige Leute haben richtige Begriffe über das, woran man sie erkennt. Dieser hält nur edle Züge, und eine schlanke, königliche Gestalt des Nahmens der Schönheit werth; jener wird nur von zierlicher Anmuth angezogen. Einem andern gilt die weiße Haut für das vorzüglichste, während die Neger im Gegentheil dieselbe geringschätzen, und sie dem Teufel andichten. Woher kommt diese Verschiedenheit in einer Sache, die Herz und Geist angeht?

Viele haben geglaubt, die Schönheit sey eine bloße Wirkung der Phantasie, und was uns eine Wirklichkeit scheint, sey nur eine Täuschung. Andere haben behauptet, sie hänge von einer gewissen Ordnung der Theile ab, die sich nicht bestimmen läßt. Wenn die Schönheit nur ein Trugbild wäre, so könnte sie unsere Sinne verführen, nicht aber unser Herz fesseln. Es scheint, daß Viele von denen, die über Schönheit geschrieben haben, sie mit der Sympathie verwechselten, und meinten, sie verdanke ihre Herrschaft weniger der Gewalt ihrer Reize, als unserer Empfänglichkeit. Andere lassen die Schönheit in der Beziehung eines Gegenstandes mit den angenehmen Empfindungen, die er in uns erregt, bestehen. Das heißt aber die Wirkungen der Schönheit, und nicht ihrer Natur erklären. In dem enciclopädischen Wörterbuche wird bey dem Worte Schönheit gesagt: „sie sey dasjenige, was in uns den Begriff von Übereinstimmung erwecke." Gewiß ist, daß die Ideen von Ordnung, Übereinstimmung, Schicklichkeit und Unschicklichkeit sich nur auf die, im Weltall herrschende Harmonie gründen, und daß die menschliche Schönheit nur ein Widerschein von derjenigen ist, die der Schöpfer überall verbreitet hat.

Es gibt also wirkliche, beständige Gesetze der Schönheit, welche den Beyfall Aller erzwingen; aber es gibt auch in dieser Art Ideen, welche ihr Daseyn nur unseren Launen verdanken; darum können wir die Schönheit in ein-

gebildete und wirkliche abtheilen. Jene richtet sich nach unserer Neigung, diese ist unveränderlich, und während sie stets die Natur nachahmt, ist jene Wirkung einer Kunst, die sich oft davon entfernt.

Wenn Natur und guter Geschmack immer unsere Empfindungen leiteten, so würde die Schönheit nichts mit der Phantasie gemein haben; man würde seiner Neigung, nicht seiner Laune folgen, und das, was man schön fände, wäre es auch in der That. Nicht alle Menschen jedoch besitzen diese Fähigkeit, das Gute, Schlechte und Mittelmäßige zu fühlen und zu unterscheiden. Wir urtheilen den Einsichten unseres Geistes gemäß, die natürlich nicht bey Allen dieselben seyn können, und oft sehr beschränkt sind. Diese Verschiedenheit der Meinungen und folglich des Geschmacks, ist der Ursprung der eingebildeten Schönheit. Dahin gehört z. B. das Tättowiren der Wilden, die das für eine Schönheit ansehen, was nur ein Beweis von Roheit ist, das Zusammenpressen der Füße bey den Chinesen, wodurch sie endlich zum Gehen ganz unfähig werden, das Ausdehnen der Ohren bey einigen amerikanischen Völkerstämmen, das Zusammenpressen des Kopfs bey einigen Völkern des Alterthums, und endlich das gewaltige Schnüren mancher Europäerinnen aus früherer und jetziger Zeit. Fast alle Theile des menschlichen Körpers waren und sind also, den Launen des Schönheitsbegriffs unterworfen worden. Welche Mannigfaltigkeit bemerkt man nicht in dem Geschmacke der Männer, hinsichtlich ihres Bartes und ihrer Haare! Die Türken tragen einen langen Bart, und lassen sich die Haare abschneiden, die meisten Europäer machen es umgekehrt, die Siamesen lassen ihren Kindern Kopfhaar und Augenbraunen abscheren. Oft sind die Frauen, die stets darauf denken, ihre natürlichen Mängel zu verbergen, Veranlassungen zu den wunderlichsten Sonderbarkeiten gewesen. Als eine höchst lächerliche können wir gewiß das Schminken ansehen, so wie früher das Pudern der Haare; wenn gleich die langen Nägel der Chineserinnen und die schwarz gefärbten Zähne der Indianerinnen noch unnatürlicher sind, weil sie den Begriff der Unreinlichkeit und ungesunder Säfte erwecken.

Dieß sind die Wirkungen der Phantasie; es ist ein Feuer, das uns beseelt, schmeichelt und verführt, oft sogar auf Kosten unserer Eigenliebe. Oft überläßt sie sich Abschweifungen, welche die Natur herabwürdigen, und mehr Abscheu als Vergnügen einflößen; sie kann daher wohl erschaffen, das Schöne jedoch nur in Verbindung mit der Vernunft und richtigem Gefühl.

Ist denn nun aber die wirkliche Schönheit in den Werken der Natur, wie in denen der Kunst ein Proteus, den man nicht binden kann? Bedarf es der Augen eines Philosophen, um sie zu finden? oder ist sie so selten? Nein, noch hat die Natur ihre Muster nicht erschöpft; der Fehler liegt in uns und in unserem verschiedenen Geschmack. Wovon hängt nun dieser kostbare Vorzug ab, von einem großen und edlen, oder einem feinen, schlanken Wuchse? hat man ihn in großen Augen und kleinem Munde zu suchen? besteht er in starken oder feinen Zügen? Es hieße die freygebige Natur höhnen, wenn man glaubte, daß sie ihr Werk auf eines dieser Gegenstände beschränkte. Indem sie unwandelbaren Regeln folgt, weiß sie doch unseren Freuden Mannigfaltigkeit zu verleihen. Nur in der Ordnung und gefälligen Zusammenstellung der Theile läßt sie ihr Geheimniß bestehen. Richtig vertheilt sie die Zierden, und gibt ihrem Werke Ordnung, Adel und Anmuth.

Vorzüglich den großen Bildhauern verdanken wir die Kenntniß der genauen Verhältnisse des menschlichen Körpers, sowohl, wie man sie am meisten findet, als auch wie sie seyn müssen, um ein schönes Ganze zu bilden. Verhältniß mit Symmetrie vereint, bildet also das Schöne. Es gibt Leute, die einzeln genommen, jede Art von Schönheit besitzen, und deren Äußeres doch ein unangenehmes Ganze bildet, weil die Natur, während sie dieselben mit ihren Gaben überschüttete, ihnen die köstlichste, das Verhältniß vorenthielt. Andere hingegen, haben nichts im Einzelnen Schönes, während das Ganze vereint, etwas Gefälliges, ja oft Bezauberndes darbiethet. Wenn nun unser Körper seine Hauptschönheit dem richtigen Verhältnisse in den Theilen verdankt, so muß die Symmetrie nicht wenig dazu beytragen, ihm Anmuth und Ausdruck zu ertheilen. Diese angenehme Wiederhohlung ist es, die uns schmeichelt und hinreißt, und die, ohne in den Gegenständen abzuwechseln, doch unsere Verwunderung auf vielfache Weise reizt, indem sie überall Harmonie verbreitet, und alle unsere Sinne bezaubert. Die Symmetrie ist also ein Gesetz, das die Natur in ihren schönsten Werken befolgt, und das die Gegenstände, die sie uns vorführt, mit lebhafteren Farben mahlt.

Da nun die Schönheit im Verhältniß und Symmetrie besteht, so muß sie überall verbreitet seyn, und wirklich hat die Natur diesen Schatz über jedes Clima, jedes Alter und jeden Stand ergossen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Meer.

(Reisebemerkungen von Ph. Fr. v. Walter und Dr. Stucko, s. in v. Gräfe und v. Walter Jour. für Chir. u. Augenheilk. 15. B. 2. Hft.)

Wer nur festes Land gesehen, und immer auf diesem gelebt hat, der hat keine Vorstellung von dem Leben der Erde. Das Festland, das Gestein ist das Caput mortuum, die ausgebrannte Kohle vom Leben der Erde; es ist das Gerippe, in welches sich die Salze des Meeres, gleich jenen des Blutes, als Knochenerde niedergeschlagen haben. Das Lebendige, Bewegliche im Lebensprocesse der Erde ist das Meer, ihr zuckendes Fleisch. Die Flüsse speisen nicht das Meer, sie geben nur sparsame Tropfen der ungeheuren, selbstständigen Masse; noch weniger findet eine eigentliche Einmündung Statt; welche mechanische Vorstellung den Continentalen als Abstraction von dem Studium nach dürftigen, ungenauen Landkarten anhängt. Nicht die Flüsse dringen in das Meer, sondern das Meer dringt in die Flüsse ein, und verschlingt sie. Das süße Wasser hört schon

weit vor der eigentlichen Mündung auf, und der Übergang des Einen in das Andere ist einem lebendig stetigen Assimilationprocesse vergleichbar. Der Stolz, womit der auf dem Meere Lebende, und wäre er auch nur ein gemeiner Matrose, auf den Landbewohner herabblickt, wurzelt in dem Gefühle, daß er einem größern und mächtigern Elemente angehöre. Das Meer ist geschmolzenes, flüssiges Wasserstoffoxyd; früher war das Meer Atmosphäre, später wird es Fels seyn. An den Polen gleicht das Meer dem Gestein, am Äquator wird es Luft: so erscheint es in allen Consistenzformen.

Als die Erde noch heißer war, als sie bis dicht unter ihre Oberfläche glühte, hatte das Meer eine bey Weitem größere Menge von Salzen aufgelöst, als jetzt. Beym Erkalten ließ es diese allmählig fahren, sie krystallisirten daraus; die Salze fielen nieder, und bildeten die Erdschichten, jetzige Gebirgsarten. Es fanden damahls andere Gesetze der Lösung, Krystallisation, vielleicht auch der chemischen Verwandtschaft Statt, weil eine andere Spannung, ein anderer Druck, ein anderer Temperaturgrad bestand.

Das Meer umfließt nicht nur das Land, es durchdringt dasselbe. Die Erde ist in das Meer getaucht, und zwischen den Erdschichten und Lamellen dringt von unten das Meer auf. Die Quellenbildung ist dadurch bedingt, daß das Meer, indem es verdünstet, Wolken des Himmels bildet, die sich an den kältern Gipfeln der Berge zu Wasser condensiren, das von oben in die Fugen der Gesteine eindringt; dann aber auch, daß das Meer, indem es die untern wärmern Erdschichten berührt, dampf- und dunstförmig zu Tage kommt, die warmen Quellen, und überhaupt auf diese Weise den innern Wasservorrath der Erde bildet.

Der Dunst des Meeres steigt in der heißen Zone in der größten Menge auf, vertheilt sich in der Atmosphäre, gelangt in die nördlichen und südlichen Polargegenden, und verdichtet sich dort; so entstehen die regelmäßigen Winde, die Gipfel hoher Berge üben dieselbe Wirkung aus.

Miscellen.

Schlangen. Die Schlangen fallen selten einen Menschen an, ohne vorher dazu gereizt worden zu seyn, und die Beobachtung lehrt, daß ihr Gift nach der Wärme des Climas, in welchem sie wohnen, feiner und kräftiger ist. Die heißen, feuchten Steppen und Savannen Asiens und Amerikas, der glühende Himmel der afrikanischen Wüsten scheinen zur Vermehrung und Entwicklung dieser Reptilien am geeignetsten zu seyn. Bloß 15 bis 16 Arten bewohnen Europa, während Russel 43 nur an den Küsten von Bengalen und Coromandel zählte. Der unter dem Äquator liegende, von den glühenden Sonnenstrahlen erhitzte, und zu gleicher Zeit von jenen ungeheuren Strömen, die ihre Wogen der östlichen Gränze entgegenrollen, bewässerte Theil Amerikas, enthält allein, nach A. v. Humboldts Beobachtungen, von den 320 Arten, die bisher in der Ordnung der ophidii beschrieben sind, 115. In den Provinzen desselben ist die an giftigen Gewächsen und bösartigen Thieren so reiche Erde, besonders in den Morästen und den noch unbetretenen großen Waldungen, mit riesigen, gefährlichen Reptilien fast übervölkert. Sie schwärmen in Surinam, in der französischen Guiana, in Peru, in Brasilien, in der Nachbarschaft der untern Orinoccos, in Nicaragua, Panama und Cassiquiare umher. Zweymahl des Jahres legen sie eine fast zählllose Menge Eyer, und sind so zahlreich, daß, wenn die Eingebornen das Buschholz, womit dort die Erde bedeckt ist, anzünden, ganze große Heere furchtbarer Schlangen, zu 30 bis 40,000 bisweilen, in allen Richtungen hervorstürzen, und alle in die Flucht treiben. In kältern Climaten findet man sie selten; in Deutschland und Rußland findet man selten Eine, und an den Polen verschwinden sie gänzlich. Auch trifft man sie nicht auf den über 5 bis 6000 F. hohen Gebirgen, wie man auf den Cordilleren, auf den Anden u. s. w. bemerkt hat. Von allen bekannten Schlangenarten ist jedoch kaum ⅓ oder ⅙ wirklich gefährlich. Von 43 Arten in Ostindien sind bloß 7 giftig u. s. w., die andern sind unschuldige Thiere, die ruhig auf der Erde herumkriechen.

Merkwürdigkeit, denn eine Merkwürdigkeit ist es gewiß, was englische Blätter erzählen, das man an der öden Küste von Brova, in Nordschottland, einen Leichnam von riesiger Größe gefunden hat. Er soll 7 Fuß lang, und seine Tracht für die dortigen Gegenden ganz fremdartig gewesen seyn; sie bestand in einer blauen Jacke, einer seidenen Weste, und einem battistenen Hemde. Leider fand man gar keine Papiere bey ihm, die über die Heimath des »großen« Todten Aufschluß gegeben hätten.

Fast alle italienischen Mahler haben ein hohes Alter erreicht: Spinello war beynahe 100 Jahr, Carlo Cigani 91, Michael Angelo 90, Leonardo da Vinci 75, Calabresi 86, Carlo Maratta 88, Tentorelli 82, Sebastian Ricci 78, Francesco Albano 88, Guido Reni 68, Guercino 76, Jos. Bapt. Crespi 76, Giusep. Crespi 82, Carlo Dolce 70, Andrea Sacchi 74, Zaccharelli 86 u. s. w.

Man nimmt an, daß ungefähr 1000 Millionen Menschen auf der Erde leben, was jedoch zu viel ist, und daß 33 Jahre eine Zeugung (Generation) ausmachen. Wenn man nun dieß als gültig annimmt, so sterben alle Jahre 30 Mil., alle Tage 82,000, alle Stunden 3,400, alle Minuten 60 und alle Secunden 1 Mensch. Jedoch nimmt man an, daß alle Jahre mehr Menschen geboren werden als sterben, und daß sich diese zu jenen verhalten wie 10 zu 12. Auf diese Art würden alle Jahre geboren 36 Mill., alle Tage 98,400, alle Stunden 4080, alle Minuten 72 und alle Sekunden 1 ⅕. Die Anzahl der Einwohner eines Landes oder einer Stadt würde daher beynahe alle 33 Jahre erneuert. Von allen Einwohnern eines Landes wohnt der 5. Theil in den Städten und ⅘ leben auf dem Lande.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

48. Wien, Mittwoch den 15. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Über den Begriff von Schönheit.

(Beschluß.)

Es gibt wenig Länder, wo man gar keinen schönen Menschen sieht, obwohl einige Länder vorzüglich reich, andere ungewöhnlich arm daran sind. Verhältniß und Symmetrie jedoch können zwar wohl einen schönen Körper bilden, nicht aber ihn angenehm machen, wenn er nicht mit einer schönen Haut versehen ist. Dieß ist eine Leinwand, welche die Natur gebildet, um alle Mannigfaltigkeiten des schönsten Colorits darin zu verschmelzen; sie ist es erst, die den Zügen den Glanz und die Feinheit gibt, und welche die Augen erfreuet; sie stellt in derselben nach ihrem Belieben allerley Abstufungen dar, und es scheint gewissermaßen, als habe sie eben so viel Vergnügen daran gefunden, die menschliche Haut als die menschlichen Züge zu vermannigfaltigen. Ohne jedoch der schwarzen Haut alles Verdienst nehmen zu wollen, so ist nicht zu läugnen, daß, da die Schönheit des Gesichts zum Theil in der schönen Mischung der Farben besteht, die schwarze Haut weit weniger geeignet ist, das tiefe Roth der Lippen, besonders aber des Zartern der Backen, so wie die schwarzen Augenbraunen und Augen zu heben, und daß in einem weißen Gesicht jene Farben lebendiger hervortreten.

Verhältniß und Symmetrie, ob sie gleich überall die Hauptstützen der Schönheit bleiben, haben jedoch in beyden Geschlechtern einen verschiedenartigen Charakter. Während man bey dem Manne Kraft und Adel bewundert, bilden Anmuth, Zartheit und Zierlichkeit den Reiz des Weibes.

Unter allen Theilen des Körpers ist das Gesicht dasjenige, was am meisten für- oder gegen uns einnimmt; es ist ein bewegliches Bild, in welchem unsere Seele sich jeden Augenblick mahlt; Alles ist darin Feuer und Thätigkeit, alle seine Bewegungen sind Gedanken, die stumpfsten Theile werden redend, und alle tragen dazu bey, die Verwirrung oder Ruhe zu äußern, die in unserer Seele auf einander folgt.

Unsere Augen sind besonders das Bild unserer Bewegungen; sie dienen uns als Führer bey unseren Handlungen und erleuchten Andere in ihrem Urtheil. Diejenigen, die ein kurzes Gesicht haben, sind vieler Vorzüge beraubt, so wie die Schielenden; dieß sind Fehler des Gesichts, durch welche die Seele nicht dringen kann, die ihre Gedanken verlarven, und die schönsten Gesichter minder angenehm machen. Auch urtheilt man gleich anfangs ungünstig über sie, wie viel Verstand und Verdienste sie übrigens auch haben mögen.

Die Augen gefallen nur durch ihren Ausdruck, der mehr oder minder lebhaft ist, was zum Theil, jedoch keineswegs ganz, von der Farbe abhängt.

Zu der Schönheit des Auges tragen die Augenbraunen nicht wenig bey. Diese sind eine Art Verschanzungen, welche die Natur errichtet, um fremde schädliche Körper von ihnen zu entfernen, und den von der Stirn tropfenden Schweiß von ihnen abzuhalten, so wie sie auch zur Brechung der zu lebhaften Lichtstrahlen dienen. Die schwarzen pflegen die schönsten zu seyn, besonders, wenn sie einen schönen Bogen bilden, und nicht zu dünn, aber auch nicht zu buschig sind. Auch die Augenwimper tragen, besonders wenn sie lang und schwarz, oder doch wenigstens dunkelfarbig sind, viel zur Schönheit des Auges bey, und machen den Blick ungemein sanft.

Die Stirn ist ebenfalls nicht ohne Wichtigkeit für die Schönheit des Gesichts, und krönt gewissermaßen das Antlitz, dem sie, ihren verschiedenen Verhältnissen nach, mehr oder weniger Adel und Reiz verleiht. Die Stirn darf we-

der zu platt, noch zu rund, weder zu schmal, noch zu breit seyn. Auch hängt ihre Schönheit sehr von dem Haare ab, das sie oben und an der Seite umgibt. Nichts steht dem Gesichte besser, als wenn das Haar gut gewachsen und gut geordnet ist; es wird dadurch lachend und angenehm, statt, daß es da, wo es die Stirn zu kahl läßt, oder zu nahe auf die Augen hinunter reicht, Unformen hervorbringt, und die natürliche Anmuth verbirgt, oder auch dem Gesicht einen ganz andern Charakter gibt. Auch die Farbe des Haares trägt viel zum Ausdruck bey.

Der Theil des Gesichts, der am wenigsten einen veränderlichen Ausdruck zu haben pflegt, ist die Nase; nur in den heftigsten, leidenschaftlichsten Bewegungen ändert auch diese einigermaßen ihren Ausdruck; doch trägt sie durch ihre Form und ihr größeres oder geringes Ebenmaß, sehr viel zur Schönheit oder Häßlichkeit des Gesichts, so wie zum allgemeinen Ausdruck desselben bey.

Nächst den Augen ist der Mund, der ausdruckvollste Theil des Gesichtes, ja oft hat er mehr Ausdruck als jene. Die Schönheit desselben im Allgemeinen hängt von seinem Ebenmaß, seiner Form, der frischen Farbe der Lippen und den weißen Zähnen ab. Sowohl ein zu großer, als ein zu kleiner Mund, können nicht ganz schön seyn, wie edel oder zierlich auch sonst die Form desselben seyn mag; theils, weil dadurch das allgemeine Ebenmaß gestört wird, theils auch, weil der zu große Mund beym Sprechen, besonders aber beym Lachen, leicht widrig wird, der zu kleine aber fast immer einen gezwungenen, oder gezierten Ausdruck hat. Dieß Letzte gilt besonders auch von den Lippen, wenn diese allzudünn sind. Die zu dicken hingegen können auch leicht zur Unform werden, und einen widrigen Ausdruck geben, besonders wenn sie herabhängen. Wenig Ausdruck haben die Backen; indeß tragen sie doch auch, sowohl durch Form als durch Farbe, Vieles zur Schönheit, ja sogar zum Ausdruck des Gesichtes bey. Ein leichtes Roth auf denselben gibt dem Auge mehr Feuer, was man auch zuweilen, in Ermanglung des natürlichen, durch künstliches Roth zu erlangen sucht. Zu ihrer schönen Form gehört, daß sie weder zu mager, noch zu voll sind; die zu magern geben ein altes Ansehen, die zu vollen hingegen nehmen den Augen und dem Munde allen Reiz durch ihre Plumpheit.

Kinn, Schläfe und Ohren können, wenn sie nicht zum ganzen Umriß des Gesichtes passen, der Schönheit desselben schaden; doch tragen sie selten wesentlich dazu bey. Die Hauptsache dabey ist, daß sie mit den übrigen Theilen ein harmonisches Ganze bilden.

Der Hals hat ebenfalls an und für sich keinen Ausdruck, doch kann auch dieser, wenn er nicht in gehörigem Verhältniß zu dem Übrigen steht, das schönste Gesicht verunstalten, je nachdem er zu lang oder zu kurz, zu mager, oder zu fleischig ist.

Auch die Arme tragen durch ihre Form zur Schönheit im Allgemeinen, durch ihre Bewegung und Haltung zum Ausdruck bey; beydes jedoch, sowohl Form als Bewegung ist bey Männern und Frauen sehr verschieden; bey jenen der Vorderarm breiter, bey diesen runder. Auch die hübsche Form der Hände, die zartere und weißere Haut, runde, nicht zu dicke und spitzzulaufende Finger, mit wohl geformten Nägeln, tragen ebenfalls zur Schönheit des Ganzen bey. Dasselbe thut auch der Fuß, doch in geringerem Grade; auch ist von diesem letztern, da er stets bekleidet ist, weiter nichts zu sagen, als daß er in gehörigem Verhältniß zu dem Ganzen stehen muß, und weder zu groß noch zu klein, weder zu schmal, noch zu breit seyn muß.

Die gemäßigte Zone scheint mehr als die heiße und kalte, reich an schönen ebenmäßigen Formen zu seyn, da außer den Europäern die Bewohner der nördlichen Provinzen der Mongoley und Persiens, so wie die Armenier, Türken und Griechen sich durch eine angenehme körperliche Bildung auszeichnen, indeß Circassien, Georgien und Caschemir sogar berühmt wegen ihrer schönen Menschen sind.

Ob nun aber gleich die Schönheit sich in ihren Grundsätzen immer gleich bleibt, so wechselt sie doch sehr in ihrem Charakter; auch sind die Verhältnisse der Theile zu einander nirgends dieselben, sondern fast jede Nation hat ihren eigenthümlichen Charakter, woran ein geübtes Auge sie fast im ersten Augenblicke erkennt. So zeichnen sich die Orientalen, besonders die Türken, gleich den alten Griechen, durch eine lange, wohlgeformte Nase, offene Augen und edle Züge aus; die Italiener und alten Römer durch große Augen, starke Züge, eine etwas gebogene Nase u. s. w. Ein geübtes Auge wird daher leicht an Menschen, die nur einigermaßen das Gepräge der Nationalität an sich tragen, erkennen können, zu welchem Volke sie gehören.

Vorurtheile und Irrthümer wirken auch nachtheilig auf die Gesundheit.

Bey jeder öffentlichen Wirksamkeit zu dem allgemeinen Zwecke der bürgl. Gesellschaft eines Staates, finden die Berufenen manche Hindernisse ihrer Thätigkeit; was denn auch eine wesentliche Ursache der Unvollkommenheiten aller Resultate zur betrübenden Folge hat.

Dem Arzte stehen dieser Hindernisse, offenbarer und geheimer Gegenwirkungen, vielleicht am meisten gegenüber. Angeborne Prädisposition, abnorme Gestalten und Function einzelner Organe mit allen ihren Folgen — sind es nicht allein, welche dem Menschen ärztliche Nachhülfe oder Abhülfe nöthig machen. Der Gemüths- und Seelenzustand übet einen unglaublich großen Einfluß auf den Körper aus, vermöge der innigen Verbindung und Wechselwirkung beyder. Aberglaube, Vorurtheil, irrige Begriffe und verkehrte Ansichten überhaupt, sind die geheimen Feinde, die der Arzt nicht entfernen kann, weil sie ihm nur selten, zufällig, oder bey längerem, näherem Umgange mit dem Leidenden bekannt werden, und seine Stellung ihm eine gewisse Schicklichkeitsregel auferlegt, er auf einen Wirkungskreis verwiesen ist, von welchem aus ihm die Vornahme einer moralischen Curart, welche oft die heilsamste wäre, nicht leicht möglich ist.

Unter den herrschenden Irrthümern ist der Glaube an

eine individuelle Bestimmung des Menschen der gefährlichste für Gesundheit und für die Moralität. Er hat die so schädliche Nichtachtung der Diät, Nichtachtung offenbarer Gefahren für Gesundheit und Leben des Menschen in Bezug auf das eigene Ich, wie Gefühllosigkeit und Härte gegen andere Leidende, sogar Selbstmord, zur Folge.

Was in diesen Blättern über diesen Gegenstand gesagt wird, ist nach ihrer Tendenz beschränkt und abgemessen; es wäre aber zu wünschen, daß Schriftsteller von Beruf, in einem, für größere Ausbreitung geeigneten Werke die Irrlehren der immer allgemeiner werdenden falschen Aufklärung, deren Priester und Laien Falsches durch Falsches beweisen wollen, die Schwachen irre leiten, und nicht überzeugen können, in zeitgemäßem Tone angriffen, — wollte Gott! durch Überzeugung — besiegten!!

Die Menschheit ist zur allmählichen stufenweisen Vervollkommnung, welche nicht durch directe Mittel oder Einwirkung des höchsten Wesens, sondern durch persönliche Geistesthätigkeit erreicht wird, berufen. Sobald man eine Bestimmung annimmt, so verwirft man die Lehre vom Verdienste und Verantwortlichkeit. Nur eine bey möglicher Wahl — frey beschlossene und ausgeführte Handlung kann nach moralischen Gesetzen (abgesehen von allen positiven) verdienstlich oder strafbar seyn. Wer anders denkt, hat für die Stimme des Sittengesetzes des Rechten und Wahren — keine Empfänglichkeit, hat über sich selbst nie nachgedacht.

Die Allmacht Gottes kann keinen Menschen bestimmen — recht oder unrecht zu handeln, sonst wäre sie partheyisch. Ein Vernunftwesen, zu dem Gott den Menschen gemacht hat, muß frey handeln können; die Freyheit ist aber von einer Wahl bedingt. Wären wir nur Einer Handlungsweise fähig, so gebe es keine Freyheit, dann wären wir bestimmt; wie die Thiere, die nur den Trieb der Selbsterhaltung inne haben, nur körperliche Impulse fühlen. Die Allmacht verband den vernünftigen Geist mit einem, zur Thätigkeit in der physischen Welt geschickten, thierähnlichen Körper, deren Wechselwirkung auf einander zweyerley Arten Anregungen zur Thätigkeit der thierischen und geistigen in uns erzeugt. Hieraus entsteht nun die Möglichkeit einer Wahl, nach diesem oder jenem Impulse sich zu bestimmen. Je gebildeter eines Menschen Vernunft ist, desto öfter und anhaltender wird er geistig — thätig seyn, und umgekehrt. Die Geisteskraft, Vernunft, lehrt den Menschen, wie er sich entschließen, wie er handeln, denken, empfinden soll. Öfteres und anhaltendes Hingeben den körperlichen, sinnlichen Eindrücken bringt den Geist zur Secundität; der Mensch wird allmählich stumpfer, lebt mehr als Thiermensch; dieser Zustand entwürdiget ihn. Anhaltendes geistiges Thätigseyn, Vernachlässigung der körperlichen Bedürfnisse (Genuß und Ruhe abwechselnd) bringt den thierischen Organismus in einen abnormalen, leidenden Zustand. Der Weise treffe die rechte Wahl! Er kann dabey immer noch dem regesten Pflichtgefühl vollständig genug thun.

Die Beyspiele, welche den Vertheidigern und Anhängern des Glaubens an eine Bestimmung zu Beweismitteln dienen sollen, können nur für Menschen von schwachen Einsichten oder sehr Verblendeten, als Beweise gelten. Was sie Bestimmung (directe Richtung, unwiderstehlichen Trieb zu einer gewissen Thätigkeit) nennen, ist falsch benannt, und falsch, irrig beurtheilt. Individuelle Neigungen gibt es; ein jeder Mensch hat eine oder mehrere individuelle Neigungen; aber Neigung ist keine Eigenschaft des Geistes, sondern im Organismus gegründet; eine öftere Anregung des Nervensystems zu irgend einem sinnlichen Genusse oder einem Zustand der Ruhe. Der Mensch ist aber nicht geborner Sclave einer solchen Neigung. Der Erzieher soll seine Zöglinge beobachten, ihre Neigungen studieren, und wenn es fehlerhafte sind, entgegenwirken, sie bekämpfen. In der Jugend folgt der Mensch fast willenlos den körperlichen Eindrücken, der Geist ist noch in Fesseln der Unreife, er erstarkt erst mit der Reife des Körpers, dann erst fühlt der Mensch sich frey zum Handeln.

Wird aber die Erziehung verwahrloset, ist der Erzieher nicht eingeweiht in die Erziehungskunde, so wird die Neigung herrschend; es werden Gewohnheitsfehler aus Neigungen, die schwer auszurotten sind. Daher kommt es auch, daß manche sehr achtbare Ältern unmoralische, oder physisch verkrüppelte Kinder haben; beyderley Eigenschaften entstanden nicht durch das Gesetz der Bestimmung, sondern für die ersteren sind immer die Erzieher — Ältern oder Hauslehrer — verantwortlich; sie tragen die Schuld, sie haben gefehlt, ob aus Unwissenheit oder Fahrlässigkeit gleichviel. Auch an körperlichen Gebrechen sind nicht selten Ältern oder Ammen und Kinderwärterinnen schuld. Die von Müttern oder andern Verwandten, oder geachteten Personen erlernten, und zur Gewohnheit gewordenen geheiligten Vorurtheile werfen tausende Kinder in den ersten Lebensepochen ins frühe Grab. Der Arzt dringt so wenig durch, als Vorstellungen anderer vernünftiger Freunde; die vorgeschriebene Diät wird nicht befolgt, die dem Kinde unangenehmen Arzneyen werden verworfen, allerley Quacksalbereyen und sympathische Mittel, mitunter im Geheimen, gebraucht, der Arzt wird belogen, und — stirbt das Kind, so wird oft ihm allein die Schuld aufgebürdet.

So ist es auch mit den schon erstarkten Neigungen bey erwachsenen Personen. Was nützen alle Arzneyen, Trink- und Badecuren oder Reisen, wenn man unter allen Umständen, und besonders wenn man sich etwas besser fühlt, die Gewohnheitssünden wieder begeht, sich selbst beredet, das ist nicht die veranlassende Ursache der Krankheit; es muß wo anders fehlen in meinem Innern, aber die Ärzte verstehen es nicht. u. s. w. Ja freylich verstehen die Ärzte nicht, wie die Leute Ärzte rufen, bezahlen, Medicinen kaufen, und abseits wie Gesunde leben und genießen, und obendrein die Ärzte der Unwissenheit oder Mangel an Eifer, beschuldigen können. Die Ärzte verstehen auch nicht das Gesetz der Bestimmung (und könnten, wenn es bestände, ihm ja nicht einmahl widerstreben), nach welcher der Mensch am gewissen Tage erkranken, am gewissen Tage genesen, und endlich wieder am gewissen Tage erkranken aber nicht mehr genesen, sondern sterben müsse, er mag gelebt haben wie und wo er wolle, er

mag Hülfe gesucht und erhalten haben oder nicht. O Gott! wie lange, wie lange wirst Du noch so verkannt, so entstellt, so aller Hoheit entkleidet werden von den Menschen.

J*** B***

Das Bedürfniß der Reinlichkeit, begründet in der eigentlichen Organisation des Menschen.

Alljährlich wechseln die Schlangen ihre Haut, die Krebse ihre Hüllen, die Fische ihre Schuppen, die Vögel ihre Federn, die Säugethiere ihre Haare und erneuern auf diese Weise gleichsam ihr Leben.

Sie entledigen sich so durch eine einzige, mehr oder weniger schmerzhafte Operation des Überflusses an Nahrungsstoff, welcher zur Erhaltung des Lebens dient. Dem Menschen fehlt dieses Mittel, um sich gleichfalls zu verjüngern; aber es ward ihm die Vernunft gegeben, die ihn in Stand setzt, alles, was ihm die Natur darbiethet, sich anzueignen und zu benutzen. Um seine Blöße zu bedecken, macht er sich Kleider, um sich vor den Veränderungen der Witterung zu schützen, baut er sich Häuser, um sich seine Nahrung zu verschaffen, bebaut er die Erde, zieht Früchte und bewahrt diese vor Verderbniß. Sein Leben ist weit mehr bedroht, als das der meisten Thiere, aber es dauert und ist vollkommener. Er vermag nicht seine Hülle zu wechseln, wie sie, aber er stärkt und unterhält sie; er kann sie selbst einigermaßen erneuern, und thut dieß jeden Tag durch einfache Mittel, welche jenen versagt sind.

Die Anwendung dieser Mittel, deren Gebrauch jedem zu Gebothe steht, vernachlässigen, hieße, freywillig sein Wohlseyn, seine Gesundheit, ja das Leben selbst aufopfern.

Um den Nutzen, die Wichtigkeit, die Nothwendigkeit einzusehen, welche die Beobachtung der Pflege des Körpers in dieser Hinsicht erheischt, so wie auf der andern Seite die traurigen Folgen kennen zu lernen, welche aus ihrer Vernachlässigung entspringen, wird es hinreichen, die Wechselwirkung der Lebenskraft in den Organen kennen zu lernen.

Man hat das Leben mit der Flamme verglichen, und diese Vergleichung erscheint ganz richtig, wenn man seine Aufmerksamkeit auf die Art und Weise richtet, wie die Lebensphänomene sich darstellen.

Der Funken, welcher zufällig auf einen brennbaren Stoff fällt, bemächtigt sich seiner, und verzehrt ihn. Sein Bestehen dauert so lange, als er Nahrung findet, während der gröbere Theil des brennbaren Stoffes zu Asche verfällt, der andere, leichtere, aber sich in Dunstgestalt in die Luft erhebt, wo er sich, indem er die Kanäle durchstreicht, welche zu seiner Ausführung bestimmt sind, verdichtet, und so den Ruß bildet.

Auf gleiche Weise stellt sich, physisch betrachtet, das Leben eines organischen Körpers dar. Wie die Flamme, bemächtigt es sich solcher Stoffe, die zu seinem Unterhalte dienen; die Nahrung, welche es daraus zieht, dient dazu um den Abgang zu ersetzen, welchem die Organe unausgesetzt unterworfen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der Kuhbaum. Von Porto Cabello, an der Meeresküste, wollten nun die Reisenden über die großen Llanos oder Steppen von Caraccas gehen, welche die längs der Küste laufende Bergkette von dem Orinoccothale trennen. Bey der zweyten Reise durch die Thäler von Aragua hielten sie ihn Barbula an, um sich durch den Augenschein von der Wahrheit der Erzählungen zu überzeugen, welche sie von dem palo de vaca oder Kuhbaume gehört hatten, dessen Milch die Neger als gesundes Nahrungsmittel betrachten sollen. Sie überzeugten sich, daß die guten Eigenschaften dieses außerordentlichen Baumes nicht übertrieben worden seyen. Der palo de vaca ist ein schöner Baum; man macht Einschnitte in die Rinde desselben, und erhält dadurch eine Menge klebriger Milch von angenehmen balsamischen Geruche. Am häufigsten fließt diese süße, nährende Flüssigkeit bey Sonnenaufgange. Die Schwarzen und Eingebornen eilen zu dieser Zeit von allen Orten mit großen Gefäßen hinzu, um die Milch aufzufangen. Humboldt erklärt, auf allen seinen Reisen nichts gesehen zu haben, was einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, als der Anblick des Kuhbaumes. Dieß unschätzbare Geschenk der Natur scheint auf die Cordilleren der Küste beschränkt zu seyn.

Gichtische Entzündung durch Vaccination des kranken Theils geheilt. Einer Dame, mit Anlage zu erblicher Gicht, waren vor ungefähr fünfzig Jahren mit glücklichem Erfolge die Kuhpocken eingeimpft worden. Vor einiger Zeit ersuchte sie mich, ihre Magd zu impfen, was ich that. Zu derselben Zeit litt sie außerordentlich an einem heftigen Gichtanfalle in der rechten Hand, die geschwollen war, heftig schmerzte u. s. w. Ich brachte, mit ihrer Erlaubniß, etwas Lymphe in den kranken Theil, um zu sehen, ob sie die Krankheit bekomme, und wie das Kuhpockengift auf die Gicht wirke. Zu meinem großen Erstaunen und zu meiner noch größern Freude bekam sie nicht allein die Krankheit, sondern die Geschwulst und der Schmerz verließ auch sogleich ihren Arm, und ehe noch der Schorf (der grün aussah) abfiel, befand sie sich so wohl, wie je in ihrem Leben. Die zurückgebliebene Narbe hat alle Kennzeichen der echten Kuhpockennarben.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

49. Wien, Samstag den 18. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Das Bedürfniß der Reinlichkeit, begründet in der eigentlichen Organisation des Menschen.

(Beschluß.)

Die Theile des Nahrungsstoffes, welche nicht belebt werden konnten, werden wie die Asche des verbrannten Körpers, unter einer neuen Gestalt ausgestoßen. Die andern Theile dagegen sondern sich, nachdem sie zur Ernährung des Körpers gedient haben, auf verschiedene Weise, hauptsächlich aber durch die Transpiration aus.

Wenn der Körper nicht fortwährend an Substanz verlöre, so würde er keiner Ernährung bedürfen. Glücklicherweise ist es aber nicht so. Vermöge ihrer eigentlichen Lebensaction sind unsere Organe ununterbrochen auf zwey verschiedene Weisen in Thätigkeit, indem sie eines Theils in Ansehung ihres Zusammenwirkens, ihre eigenthümlichen Functionen verrichten, andern Theils sich aber beständig entmischen und wieder erneuern, die zum Leben fernerhin untauglichen und verbrauchten Theilchen aussondern, und neue, die Stelle der ausgesonderten vertretende, aus der Nahrung ziehen. Werden die ersteren, von den Organen ausgeschiedener Theile nicht aus dem Körper entfernt, so verstopfen sie die Wege der Ausscheidung, und wirken überhaupt nachtheilig auf die Lebensactionen. Ihre Ausscheidung ist daher unumgänglich nothwendig, es ist ein nothwendiges Gesetz der Natur.

Ohne weiter die verschiedenen Ausscheidungsarten näher zu berühren, was unserer Absicht zu entfernt liegt, begnügen wir uns, einige Puncte über die Art und Weise, wie die Ernährung, d. h. der Ersatz, den die Organe, vermöge ihrer Lebensthätigkeit für den erlittenen Verlust erhalten, so wie die Absonderung, d. h. die Zersetzung und Ausscheidung oder Austreibung der von den Organen getrennten Theile von Statten geht, zu erwähnen.

Der Körper wird durch einen ausnehmend zarten und empfindlichen Canal durchschnitten, welcher dazu bestimmt ist, die Nahrung aufzunehmen, sie zu bearbeiten und dazu geschickt zu machen, daß die verschiedenen Organe sie sich aneignen können. Was die Aufnahme der Nahrung in diesen Kanal betrifft, so hängt diese von unserm Willen ab, welcher dazu durch das natürliche Bedürfniß angeregt wird, der größte Theil aber dieser bewunderungswürdigen Operation geht ohne unser Zuthun von Statten, und selbst, ohne daß wir es uns bewußt sind, so lange der Gang derselben regelmäßig ist.

Die Nahrungsmittel werden nach ihrer Aufnahme in den Magen, in eine Art von Brey verwandelt, welcher, sobald er den Zwölffingerdarm passirt ist, nochmahls eine Veränderung erleidet. Der flüssige Theil, Chylus (Nahrungssaft) benannt, wird durch eine unendliche Menge kleiner Gefäße aufgesogen, welche ihn in ein größeres Gefäß geleiten, von wo er sich mit dem Blute verbindet, welches er wieder ersetzt, und dann mit ihm sich in die Organe verbreitet, die er ergänzen soll, indem er sich mit ihrer Substanz aufs Vollkommste vereinigt.

Der andere Theil der Nahrungsmittel geht getrennt von dem flüssigen Speisesafte durch die dicken Därme, und wird durch die untere Öffnung des Darmcanals wieder ausgeworfen.

Auf diese Art wird der Verlust der Organe wieder ersetzt, der Körper unterhalten, und das Leben verlängert. Um jedoch die Organisation in einem gehörigen Gleichgewichte zu erhalten, ist es, wie wir gesehen haben, nothwendig, daß eben so viel Stoff, als der Körper aufnimmt, auch wieder ausgesondert werden muß. Diese Aussonderung, wird durch die Ausscheidung (Secretion) zuwege gebracht.

Alles nützt sich ab durch den Gebrauch, Alles vermindert sich durch Reibung. Das fortwährende Spiel der Or-

gane läßt unbemerkt kleine Theilchen los, welche nachher wieder durch die Nahrung ersetzt werden. Diese, von den Organen getrennten Theilchen lösen sich, sie mögen von einem Organe herkommen, von welchem sie wollen, auf, verflüssigen oder verflüchtigen sich, indem sie durch mehrere, ihnen zu Gebothe stehende Wege sich ausscheiden können. Die vorzüglichsten darunter sind die Urinwege, die Poren (die dem unbewaffneten Auge unbemerkbaren Öffnungen) der Haut. Der aus dem Körper ausgesonderte Stoff geht durch den ersteren dieser Wege in flüssiger, und durch den zweyten in Luftgestalt.

Auf diese Art ersetzt und zersetzt, zerstört und ergänzt sich die thierische Materie, auf diese Art, und zwar durch eine doppelte, freywillige und fortwährende Bewegung, bildet sich der Wechsel des Stoffes in den Organen, und daraus entspringt das große Bedürfniß der Reinlichkeit.

Zustand der Heilkunde in St. Petersburg *).

Die medicinische Praxis oder die Behandlungsweise der Krankheiten in St. Petersburg schien mir von der in Deutschland, Frankreich und Italien gebräuchlichen und noch mehr von der englischen abzuweichen. Sie ist nicht so experimentirend als die der deutschen Ärzte; mehr ruhig abwartend als die der Franzosen; weniger kühn und physiosophisch als die der Norditaliener, und nicht so wirksam und erfolgreich als die der Engländer. Sie stützt sich auf gewisse besondere Ansichten und Grundsätze, welche überall anderwärts veraltet sind. Sie setzt eine vorgängige, positive Kenntniß gewisser Functionen des thierischen Organismus voraus, welche in der That unserer Beobachtung entzogen sind. Sie zieht daher Schlüsse, welche oft auf irrigen Vordersätzen beruhen. So z. B. bey einem Fall von Hirnentzündung, welche eine Dame befallen hatte, und wie man denken kann, ihr Leben bedrohte, blieb der herbeygerufene Arzt, der sich eines großen Rufes erfreute, dabey, daß man das Eintreten der Crise abwarten müsse, ehe er das Geringste verschreiben wollte, weil er überzeugt zu seyn glaubte, daß die Krankheit nur eine wohlthätige Anstrengung der Natur sey, welcher man nicht in den Weg treten dürfe. In einem andern Falle, wo bey einer Dame mehrere Wochen nach der Entbindung eine rheumatische Affection jedes Glied steif und schmerzhaft machte, wurde behauptet, daß die Krankheit von versetzter Milch herrühre, obgleich die Patientinn nicht gestillt, und nie Milch gehabt hatte. Wie in dem ersten Falle der Schluß des Arztes in Bezug auf die Natur der Krankheit ihn verleitet hatte, zum Untergange der Patientinn ein ruhiger Zuschauer der Natur zu bleiben, so verleitete ihn in dem zweyten Falle seine Ansicht des Leidens, sehr thätig zu seyn; aber thätig in falscher Richtung, nähmlich, indem er bemüht war, die, wie er glaubte, verbreitete Milch nach einem Mittelpuncte zu ziehen, oder in andern Worten, indem er versuchte, eine Milchsecretion hervorzubringen, wo deren keine möglich war, und was ihm deßhalb auch nicht gelang. Diese Fälle kamen zu meiner eigenen Kenntniß, und ich könnte noch mehrere andere dieser Art anführen.

Die medicinischen Practiker in St. Petersburg unterscheiden sich von ihren Mitbrüdern in andern Ländern auch in Hinsicht auf ihre Benennungen der Krankheiten. Sie nehmen eine Menge Fieber als Krankheiten eigener Art, welche in andern Ländern nur als Symptome angesehen werden. Das Resultat davon ist, daß Symptome und nicht die eigentliche Krankheit behandelt werden. Sie nehmen überdem die Existenz eines fièvre ataxique (fauliges Fieber) z. B. nicht von einem, faulende Stoffe enthaltenden Magen, von überfüllter Leber oder verstopften Därmen; sondern von verdorbenen Säften, die in dem Körper circuliren, an. Deßhalb ist die Behandlung durchaus auf die Reinigung solcher Säfte gerichtet, und die andern drey Indicationen werden entweder ganz übersehen, oder doch nur für untergeordneter Wichtigkeit gehalten. Nachdem, was ich in den Hospitälern und in der Privatpraxis beobachtete, ist man nicht sehr geneigt, das unmittelbare Eintreten activer Entzündung anzunehmen, und Aderlässe werden daher sehr selten zu Anfang einer Krankheit angewendet. Als ich eines Tages mit Dr. Rühl eines der Hospitäler besuchte, bemerkte ich eine junge Frauensperson mit rothem, aufgetriebenem Gesicht, blauen Lippen und kurzer, erschwerter Respiration. Ich fühle ihren Puls, sie hatte Fieber; ich ließ sie tief einathmen, was sie nicht ohne Schmerzen konnte. Sie litt an einer Brustentzündung. Sie war drey Tage bettlägerig, und es war noch keine Aderlaß angestellt worden. Dr. Rühl stimmte sogleich darin mit mir überein, daß der Arzt der Kranken zur Ader lassen müsse, und da er ein Oberbeamter war, so ordnete er an, daß es gleich geschehen möge, während wir die andern Abtheilungen der Anstalt besahen. Wir kehrten etwa in einer Stunde zurück: die Operation war gemacht worden, und das Gesicht der Person zeigte gleich, mit welchem Erfolg; daß sie jetzt tiefer einathmen konnte, fast ohne Schmerz zu empfinden, bestärkte mich in meiner Ansicht, daß seit dem vorigen Besuch Besserung eingetreten war. Die Zweckmäßigkeit des Aderlasses war der Aufmerksamkeit des behandelnden Arztes eigentlich nicht entgangen, aber er hatte die Verordnung dazu mit cras (Morgen) an die Tafel geschrieben, da es schon Nachmittags war.

Die ärztlichen Practiker in St. Petersburg haben eine zu große Liste von Arzneyen im Gebrauch, und schreiben manchem einfachen chemischen Präparate Kräfte zu, welche ein englischer Arzt nicht für erfahrungsmäßig erkennen würde. Sie empfehlen oft Arzneyen, welche unwirksam sind, und verlassen sich auf die kleinsten Dosen derjenigen, welche anerkannte Eigenschaften besitzen sollen. Die Listen der für die Hospitäler verlangten, und aus England dahin gesendeten Arzneyen, haben mich über zwey Thatsachen unter-

*) Von Dr. Bozzi, einem Arzte und Geburtshelfer in London, einem gebornen Mayländer, welcher erst als Chirurg auf englischen Schiffen diente, und nun schon seit mehreren Jahren, hauptsächlich als Geburtshelfer in London mit Erfolg practicirt.

richtet. Erstlich, daß manche Artikel verschrieben werden, welche von Ärzten anderer Länder nicht mehr verordnet werden, und zweytens, daß häufig Veränderungen Statt finden in der Auswahl der Hauptartikel, wovon die Einfuhr aus England verlangt wird, woraus sich eine entsprechende Veränderung der Ansicht über die Kräfte gewisser Arzneyen ergibt.

Man möchte fragen, warum St. Petersburg, welches Professoren der Chemie besitzt, und fast jede wichtige mineralische oder vegetabilische Substanz sehr leicht aus dem Innern des Reichs erhalten kann, nicht selbst viele der chemischen Präparate bereitet, welche man jetzt von England kommen läßt. Die allgemeine Importation von Arzneykörpern nach Rußland ist für Privatpersonen erschwert, und mit schweren Abgaben belegt; aber die Zulassung mancher Artikel, besonders künstlicher Zubereitungen und chemischer Präparate wird begünstigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Artikel auch in Rußland bereitet werden könnten, wenn geschickte Personen zu der Bereitung angestellt würden.

Alle diese Umstände sind leicht zu erklären. Zuerst umfaßt der Stand der Ärzte in Petersburg Fremde jeder Art. Es sind allerdings einige russische Practiker daselbst, aber ihrer sind wenige in Proportion zu der ganzen Zahl. Die übrigen sind Deutsche, Franzosen, Italiener und Engländer. Die meisten russischen Ärzte oder Chirurgen, welche in der medicochirurgischen Akademie erzogen sind, dienen zuerst in der Armee, und etabliren sich selten gleich zu Anfang in der Hauptstadt. Jeder fremde Arzt bringt sein eigenes System der Medicin mit sich, nach welchem er handelt, von welchem er aber auch häufig abweicht; so, daß das Resultat im Ganzen eine gemischte Art von Praxis ist. In England, in Frankreich und Italien weichen die Ärzte ohne Zweifel in manchen Puncten der Theorie und Praxis auch von einander ab; allein die Resultate zusammengenommen, bilden eine Art von gleichförmigem Plan, den man nicht unpassend national nennen kann; aber zu St. Petersburg ist dieß nicht der Fall. Jeder Arzt handelt nach individuellen und ausschließlichen Ansichten, welche von verschiedenen Schulen herrühren, und gleichförmige Resultate werden daher nicht erlangt. Ferner geschieht es etwas langsam, daß die Fortschritte und Verbesserungen in der Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten nach Petersburg gelangen, und nur auf Umwegen. Und doch geschieht es nur durch schnelle und freye Mittheilung der Entdeckungen, und nützlichen Beobachtungen in diesen beyden Abtheilungen der medicinischen Praxis in den verschiedenen Theilen der civilisirten Welt, daß wir hoffen dürfen, uns in der Höhe der medicinischen Superiorität zu erhalten. Indem ich die Ursachen angegeben habe zur Erklärung der Verschiedenheit, welche meiner Ansicht nach zwischen der medicinischen Praxis in St. Petersburg und der, anderer Länder statt hat, habe ich nichts dem Mangel an geschickten und angesehenen Practikern, oder der Unzulänglichkeit des medinischen Unterrichts zugeschrieben. Ich würde der Wahrheit untreu geworden seyn, hätte ich auf dergleichen hingedeutet. Unter den Ärzten und Chirurgen, welche in Petersburg oben anstehen, sind mehrere von anerkanntem Verdienst und andere, welche damit noch den Vortheil einer langen, persönlichen Erfahrung verbinden. Unglücklicherweise sind die meisten der Letztern über die erste Zeit des Lebens hinaus, oder haben, „so viel und anstrengend gearbeitet," daß das Publicum vielleicht in nicht sehr langer Zeit ihrer Dienste beraubt seyn wird, und sehen muß, wie sie aus dem thätigen Leben zurücktreten; während diejenigen, auf welche die erste Charakteristik paßt, so an wichtige Anstalten und an die verschiedenen Glieder des kais. Hofes gebunden sind, daß man sie kaum zu der Zahl der Practiker rechnen kann. Sir James Wylie z. B., der als Arzt und Chirurg eine sehr ausgebreitete und wichtige Erfahrung erlangt hat, kann nicht als zu den Practikern von St. Petersburg gehörig, angesehen werden. Seine Anhänglichkeit an den Kaiser, den er nie verließ, und seine unermüdliche Aufmerksamkeit auf den öffentlichen Dienstzweig, den er selbst geschaffen und in den günstigsten Zustand versetzt hat, haben ihn ganz von der Privatpraxis abgezogen. Er ist zuerst erster Inspector des Armee-Medicinaldienstes und Director des Militärdepartements im Kriegsministerium, und Präsident der medicochirurgischen Akademie. Dieß sind keine Sinecure-Stellen und Sir James besorgt seine Amtsgeschäfte gewissenhaft und unermüdlich. Er hat daher auch zu andern Beschäftigungen in seinem Fache keine Zeit. Mein anderer Freund Dr. Rühl, erster Arzt der Kaiserinn Mutter, hat viel zu viel zu thun, um die wohlwollenden Absichten dieser Prinzessinn in Ausführung zu bringen, und täglich die verschiedenen, unter Ihrer Majestät unmittelbarem Schutze stehenden Institute zu besuchen, als daß er noch etwas von seiner Zeit auf Privatpatienten verwenden könnte. Dr. Rehmann, gleich ausgezeichnet durch sein Talent wie durch seine liebenswürdigen Eigenschaften, ist zu sehr in Anspruch genommen durch seine Amtsverrichtungen unter dem Minister des Innern, als oberster Arzt für die Regulirung des Civilmedicinal-Departements des ganzen Reichs, als daß er im Stande wäre, einen thätigen Theil an Privatpraxis zu nehmen, wäre auch seine Gesundheit besser, als sie unglücklicherweise jetzt ist. Dr. Stoffregen, Arzt der verstorbenen Kaiserinn (Gemahlinn des Kaisers Alexander) und sehr angesehen unter den Ärzten, nimmt an Privatpraxis, glaube ich, gar keinen Theil. Ein vierter Arzt, ein Deutscher, welcher sehr bedeutende Erfahrung in St. Petersburg gehabt hat, und nicht jung ist, ist neuerdings als Hofarzt angestellt, und hat die meisten seiner Privatpatienten abgegeben. Sir Alexander Crichton, welcher in St. Petersburg einen bedeutenden Nahmen zurückgelassen hat, hat seinen Neffen, Sir W. Crichton, daselbst eingeführt, welcher als Leibarzt des Kaisers und der Kaiserinn fungirt. Aber auch dieser, da er Ihre Majestäten überall begleiten muß, kann nicht als Mitglied der Ärzte für Petersburg angesehen werden. Ich könnte dasselbe in Beziehung auf einen andern englischen Arzt, Dr. Leighton, sagen, welcher Oberarzt bey der Marine, und als Arzt der Kaiserinn nothwendig gezwungen ist, einen großen Theil seiner Praxis aufzugeben. Da er aber die Geburtshülfe mit seiner übrigen Beschäftigung vereinigt,

so hat er eine ausgebreitetere Praxis erlangt, als irgend ein anderer, und ungeachtet seiner zuweilen eintretenden und langen Abwesenheiten von der Hauptstadt, verbleibt ihm doch viel davon. Obgleich in Jahren vorgerückt, ist er noch sehr thätig, und besorgt seine angreifenden Geschäfte mit eben so viel Leichtigkeit als sein Sohn, ein junger, in Edinburg gebildeter Arzt, der sich erst in St. Petersburg niedergelassen hat, in seinen beschränkteren practischen Geschäftskreise es thut.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Blick auf die ärgsten Feinde der Gesundheit und des langen Lebens.

Bey Betrachtung des Lebens des Menschen, entdeckt der Scharfblick des Prüfenden eine zweyfache Richtung desselben. Nach Außen erscheint es körperlich, von der Natur abhängig und den Gesetzen der Nothwendigkeit unterworfen; nach Innen gerichtet geistig, selbstständig und zwanglos. Unerachtet dieses Zerfallens in Geist und Körper, sind beyde Naturen so fest und innig verbunden, daß man nur sagen kann: der Mensch lebt ganz und ungetheilt als Einzelwesen, und ähnelt einem Saiteninstrumente, dessen höhere Töne der Seele, — die tiefern dem Leibe zugekehrt sind.

Doch, da Alles belebt ist, was uns umgibt, was das Auge in der Nähe und Ferne aufzufinden, ja selbst in der Tiefe der Erde zu entdecken vermag; so kann uns, als denkende Wesen einzig daran liegen, die eigenthümliche Beschaffenheit unseres Lebens im Vergleiche mit dem, anderer Geschöpfe und geschaffner Dinge kennen zu lernen. Hier finden wir nun, daß der Mensch ein Gedanke der Erde und ein Ausfluß ihres ewigen, unerschöpflichen Lebens, alle Anlagen und Eigenschaften der übrigen Creaturen in sich vereinige. Als Bild der göttlichen Herrlichkeit und Abglanz der ewigen Güte ist er die schönste Blume, das vollkommenste Wesen der Schöpfung, das Ideal der vollendetsten Bildung unseres Planeten. Vermöge der geistigen Richtung besitzt er die Fähigkeiten, wahrzunehmen, zu erkennen, zu empfinden und den Willen auszuführen; in körperlicher Beziehung ist ihm eine bildende und eine Empfindung verursachende Kraft gegeben — sein höherer Zweck ist geistige Ausbildung, sein niederer — Erhaltung seiner Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit. Zur Erreichung dieses Zweckes bedarf es durchaus der Zusammenstimmung gesammter geistiger und körperlicher Kräfte.

Kaum geboren, ist unser Körper zu ununterbrochener Vertheidigung gegen die, auf ihn einwirkenden Einflüsse des Universums bestimmt. Mächtigen Naturkräften, die in ewigem Schaffen und Umschaffen begriffen sind, soll er Widerstand leisten, um sich unverletzt und selbstständig zu behaupten. Er vermag dieß so lange, als eine innige Zusammenstimmung aller organischen Kräfte in ihm vorwaltet. Wird diese jedoch unterbrochen, so fällt der Widerstand, den er den zersetzenden Naturkräften entgegenzustellen vermöchte, hinweg, er erkrankt, und wird die Beute der letztern, wenn er nicht bald die Einheit und Einigkeit der organischen Thätigkeiten wieder herzustellen fähig ist.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der hungrige Araber. Ein vor Hunger fast umkommender Araber sah einen andern an dem Ufer eines Teiches sitzen, und essen. Er ging auf ihn zu und sagte: „ich bin eben bey deiner Wohnung vorbeygegangen."

„Ist meine Frau, mein Kind und mein Kamehl gesund?" fragte der Essende. „Ja," erwiederte der Hungrige. Der Erstere schien darüber sehr erfreut zu seyn, und bekümmerte sich nicht weiter um jenen, der aber nach einer Weile wieder das Wort nahm, und sagte: „der Hund, der da neben dir liegt, sieht gerade wie der deinige, wenn er noch lebte."

„Lebt denn mein Hund nicht mehr?" fragte der Essende, indem er aufsah.

„Nein," erwiederte der Andere „er hat zu viel Fleisch von deinem Kamehle gefressen."

„Ist denn mein Kamehl auch todt?"

„Ja, denn da deine Frau gestorben war, konnte ihm Niemand mehr Futter geben."

„Woran starb denn meine Frau?"

„Sie konnte sich nicht über den Verlust ihres Kindes trösten, und zerschlug sich Kopf und Brust mit Steinen."

„Aber woran starb denn mein Kind?"

„Das Haus stürzte über ihm zusammen."

Als der Araber diese Hiobsposten vernommen hatte, bestreute er sein Haupt mit Staub, ließ seine Speisen liegen, und eilte hinweg. Der Hungrige ließ sich das Gefundene schmecken.

Entsagung der Indianer. Die Indianer ertragen die Krankheiten mit der größten Gelassenheit und Ruhe und sehnen sich, wenn sie alt werden, nach dem Tode. „Es ist besser," sagte ein alter Sachem, „zu sitzen als zu stehen, zu schlafen als zu wachen, zu sterben als zu leben." Der Sterbende ermahnt seine Kinder, fleißig, liebreich gegen ihre Verwandten und Freunde, aber unversöhnlich gegen ihre Feinde zu seyn. Er freuet sich der Unsterblichkeit; er geht in das Land der Geister, wo es Wild in Menge gibt, wo kein Mangel herrscht, jeder Weg glatt und eben, und der Himmel immer heiter ist.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

50. Wien, Mittwoch den 22. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Ein Blick auf die ärgsten Feinde der Gesundheit und des langen Lebens.

(Beschluß.)

Doch, nicht bloß die Atmosphäre, Wärme und Kälte, Wechsel der Jahreszeiten sind es, die unter gewissen Bedingungen feindselig auf den Menschen einwirken; er erkrankt auch in Folge der genossenen Nahrungsmittel und Getränke, durch mechanische und chemische Einwirkungen, durch unregelmäßige Thätigkeit der inneren organischen Verrichtungen, durch erbliche Anlagen, Temperament, Gemüthsbewegung, Leidenschaften, Alter, durch übermäßige Anstrengungen des Geistes und des Körpers, gleichwie in Folge außerordentlicher Unthätigkeit und Trägheit.

Der Grad der Gesundheit hängt demnach von der Beschaffenheit der thierischen Organisation, von der Übereinstimmung der Verrichtungen, von dem Maße und Einklange der Kräfte, und von der Art des Einflusses der Außenwelt ab.

Bedeutend abweichend von der Norm, muß die körperliche Beschaffenheit dessen seyn, der das Wonnegefühl der Gesundheit gar nicht kennt, und niemahls gekannt haben sollte; da selbst der, von der Natur stiefmütterlich Begabte einen Zustand anerkennt, welcher, wenn er Statt hat, von ihm mit dem Nahmen Gesundheit belegt wird.

Nur so lange ist der Mensch gesund zu nennen, als alle Kräfte und Eigenschaften des, ihn belebenden Geistes zu einer Kraft und zu einem klaren und behaglichen Lebensgefühle vereinigt sind, so lange sich in ihm alle Kräfte der ewigen Natur, gleichsam auf einen Punct geleitet, darstellen und er das Ideal der höchsten denkbaren Bildung ist. Denn nie dürfen wir vergessen, daß der Mensch als Körper das einzige Organ der Vernunft ist, daß sich in ihm alle Bildung der lebendigen Schöpfung, die wir in der äußeren Natur in mannigfaltiger Abstufung wahrnehmen, gleichsam wiederhohlt, und daher von unsern, an Bildern und Gleichnissen hängenden Vorfahren mit Fug und Recht die kleine Welt genannt wurde.

Ganz im Gegensatze wird demnach Krankheit, ein gestörtes Gleichgewicht der Kräfte, eine bald mehr, bald weniger von Mißbehagen oder Schmerz begleitete Störung einer, oder mehrerer organischen Verrichtungen des thierischen Organismus durch ein, den lebendigen Kräften entgegenwirkendes Hinderniß verursacht, zu nennen seyn.

Gerade deßhalb, weil der Mensch sich der vollendetsten Bildung erfreut, weil sich in ihm alle Kräfte der unendlichen Schöpfung abspiegeln, und als Vernunft und Organismus hervortreten, ist er dem Erkranken häufiger unterworfen, und die Krankheit selbst als besondere Eigenschaft des allgemeinen Lebensgeistes, im Kampfe mit andern Naturkräften zu betrachten.

Das, was auf der niedrigsten Stufe der Bildung nur leise thätig ist, gleichsam im Schlafe und Traume befangen, und in seiner unvollkommensten Erscheinung obwaltet, zeigt sich im Menschen in der reinsten und höchsten Gestalt, im wachesten Leben, im hellsten und lebendigsten Bewußtseyn: der Geist der Natur!

Darf es demnach auffallen, wenn im Reiche der Verwandlung, in welchem alles unaufhaltsam zum Besseren und Vollkommeneren vorschreitet, und einem höheren Ziele entgegenrückt, besonders die Zierde unseres Erdkörpers, seine köstlichste Blüthe, steten Anregungen zu fortschreitenden Verwandlungen ausgesetzt ist!

Fehlt es nun, wie wir früher erfahren, in moralischer und physischer Beziehung nicht an Potenzen, die auf das herrliche und unbegreifliche Kunstwerk, den belebten menschlichen Körper, beeinträchtigend einwirken; ist die weltbürgerliche

Stellung, in der sich jedes Individuum befindet, an und für sich berechtigt, Opfer zu erheischen, die selbiges nur mit Hintansetzung seiner Gesundheit zu bringen fähig ist; gebiethen außerordentliche Verhältnisse nur zu oft ein gänzliches und unbedungenes Hingeben für das Heil des Staates: so ist es gewiß ein eben so gerechtes als billiges Gesuch, möglichst dafür besorgt zu seyn, daß das physische Wohl der Bewohner mindestens gegen solche Beeinträchtigungen geschützt werde, welche der Abstellung fähig sind, und durchaus nicht zu jenen gehören, die unabwendbar ertragen seyn wollen, weil sie abzuhalten, oder ihnen entgegenzuwirken, unmöglich ist.

Demnach wollen die im verborgenen schleichenden Verbrechen, die das körperliche und späterhin das geistige Wohl der Staatsbürger untergraben, wohl erkannt und gewürdiget seyn, um noch bey Zeiten, und bevor sie immer bedenklicher und dreister um sich greifen, ausgerottet werden zu können; sie sind es, die um so gefährlicher sind, je weniger sie gekannt und beobachtet werden.

Bey der wahrhaft staunenerregenden Anzahl von Krankheitsgestalten, die unter den Bewohnern cultivirter Länder festen Fuß gefaßt haben, und die leider sogar mit der Civilisation zugleich in alle Theile der Welt mit sich eindrängen, von welchen Übeln und Gebrechen die Griechen und Römer zu der Zeit, als dieselben, in Folge der Verweichlichung und Sittenverderbniß politisch untergingen, kaum den sechsten Theil kannten; bedarf es wahrhaft nicht eines neuen Zuwachses! Ist uns jedoch solcher von oben bestimmt, so sey er nur nicht durch unsere eigene Schuld und durch Verwahrlosung entstanden.

Denn, ist es nur gewiß, daß nur ein Theil der genannten Krankheiten weltlichen Ursprungs sey, d. h. ohne unser Zuthun durch unabänderliche Einwirkungen des Himmels und der Erde hervortritt, oder sich zugleich mit dem menschlichen Geschlechte entwickelt, indem Krankheiten der Art aus den eigentlichen Lebenstrieben und Anlagen der zeitigen Generation entstehen; der andere Theil hingegen seinen Grund in dem gesellschaftlichen Vereine, in der Lebensweise, in unseren Sitten und Gebräuchen findet. Lehrt uns ferner ein gediegenes Wissen, daß von erstgenannten Krankheiten, die fieberhaft contagiösen (ansteckenden) nur zu gewissen Zeiten uns treffen, indem auch sie bestimmte Bahnen zu durchlaufen scheinen, und ihre Rückkehr bald und noch sicherer berechnet werden wird, als die der Kometen —; so erhellet von selbst, daß es auch hoch an der Zeit ist, Ursachen und Wesen jener Krankheiten, die sich in unserer Sphäre bilden und fortpflanzen, zu erforschen, um die Veranlassung dazu aus dem Wege zu räumen, und ihnen jeden Nahrungsquell abzuschneiden.

Leuchtet uns die Wahrheit des Gesagten ein, so ist es allerdings schmerzhaft wahrnehmen zu müssen, daß jetzt, wo unsere Kunst beynahe den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht, zu einer Zeit, wo noch überdieß ganz Europa eine der fürchterlichsten Seuchen, die epidemische Brechruhr heimzusuchen droht; sehr häufig ganz besonders verwickelte Fälle und ganz ungewöhnliche Krankheitsformen, zahlreicher und in höherem Grade wahrgenommen werden, daß an sich sonst unbedeutende Krankheiten oft plötzlich in die gefährlichsten Übel ausarten, daß bey allem äußeren Anschein von Gesundheit und Lebensfülle, die innere Kraft durch Krankheit so leicht erschöpft, und die Säfte so leicht entmischt werden, daß Scharlach, Friesel, Masern und andere hitzige Ausschlagskrankheiten so zahlreich ihre Opfer schlachten, daß englische Krankheit, Scrophel und Anlage zur Abzehrung einen so großen Theil der Bewohner der großen Städte sowohl, als des flachen Landes bezeichnen.

Diese Erscheinung ist leider nur zu auffallend, als daß sie nicht auch ein minder geübtes Auge beobachtete. Ihr Grund liegt unläugbar in der allgemeinen Schwäche und Hinfälligkeit der menschlichen Natur, in den so zahlreichen, dem Organismus so tief eingeprägten, besonderen Krankheitsanlagen, entweder ererbt, oder erzeugt durch falsche physische Erziehung, durch naturwidrige Lebensweise aller Art, durch Mangel an zweckmäßiger Abhärtung, durch den häufigen Genuß subjectiv schädlicher Speisen und Getränke, unter denen der so allgemein verbreitete und beliebte Kaffehaufguß, besonders im zarten Alter sich auszeichnet, durch den Mißbrauch von Gewürzen, durch ungedeihliche Erzeugung und Bereitung von Nahrungsmitteln oder wohl gar durch, aus niedriger Gewinnsucht unternommener, unverantwortlicher Verfälschung oder schlechter Zubereitung der, für Viele unentbehrlichsten künstlichen Getränke als: des Weines, des Branntweins, der Liquere, des Bieres u. s. w.

Den Ärzten kommt es zu, den Nachtheil zu zeigen, den diese Einflüsse auf die Gesundheit der Bewohner eines Landes äußern. Ihnen geziemt es zu beweisen, in wie fern selbige als entfernte Krankheitsursachen auf unser Leben beeinträchtigend einwirken. Blättern also wie diesen, muß es daher Sache der Pflicht seyn, solche Beobachtungen und Warnungen aufzunehmen, und ihre geehrten Leser damit bekannt zu machen. Je sorgloser man sich diesen genannten Feinden überläßt, desto unmerklicher schleichen sie sich in unsern Körper ein, bemeistern sich der Lebensquelle, und zehren, wie schnöde Schmarozer, an unserm Kräftenvorrath — kommt dann die geringste Unpäßlichkeit, so wird diese zur Krankheit, und das Fieber zehrt den Lebensvorrath in der kürzesten Zeit auf — die Lebensquelle versiegt, und das Rad, welches die Maschine bewegte und belebte, hält plötzlich inne; — und so sieht man oft bey noch herrlicher, schöner und unversehrt gebliebener äußern Form, das Lebensrad abgelaufen, und leblos vor unsern Augen liegt oft schon welk die zarte Knospe.

Zustand der Heilkunde in St. Petersburg.

(Beschluß.)

Dr. Leighton hat viel Praxis unter den Engländern und theilt mit Dr. Walker, einem sehr geachteten, englischen Arzt, das Vertrauen und die gute Meinung bey den Kaufherren und Mitgliedern der englischen Factoren. Über die Geschicklichkeit des Letzteren kann ich aus eigener Erfahrung sprechen, da ich mehr als einmahl mit ihm in

Consultation gekommen bin; von dem Ersten spricht der Ruf günstig. Mein Verkehr mit ihm, bloß aus Wohlwollen und Gastfreundschaft von seiner Seite hervorgegangen, gab mir nur Gelegenheit, seinen Werth der öffentlichen Achtung zu bestätigen. Es ist ein anderer, im großen Ansehen stehender Geburtshelfer dort, mit welchem ich in Consultation zusammengetroffen bin, und welcher so artig war, mir seine geburtshülfliche Anstalt zu zeigen. Das ist Dr. Suttoff ein Deutscher, welcher an der Spitze der geburtshülflichen Abtheilung des Findelhauses und Lehrer der Geburtshülfe der Hebammen ist. Ich habe auch das Vergnügen gehabt, die Bekanntschaft des Dr. Reinhold, eines andern Arztes des Kaisers, eines gebornen Deutschen zu machen, der eine bedeutende Praxis hat.

Alle diese bilden, mit einer oder zwey Ausnahmen, gewiß den angesehensten Theil des ärztlichen Personals in St. Petersburg, aber wie schon gesagt, sie sind anderweitig schon zu sehr beschäftigt, als daß sie eine Privatpraxis zu besorgen im Stande wären, und können daher nicht unter der Zahl von Practikern begriffen werden, von welchen meine Beobachtungen hergenommen waren, und auf welche meine Bemerkungen sich bezogen.

Was die Chirurgen anbelangt, so finde ich, daß Dr. Arendt, Hr. Hrubi und Hr. Savenko, beyde bedeutende Augenärzte, die Hrn. Galloway, Salmon Gyps und Beverley, nebst einen oder noch zwey andern, welche ich nur wenig kennen gelernt habe, eben so großes Lob verdienen, als die vorerwähnten Ärzte, besonders Dr. Arendt, welcher mit Cooper, Brodie Dupuytren und andern sehr geschickten Operateurs, unserer Zeit zusammengestellt werden kann. Mit diesen Herren verhält es sich aber in Beziehung auf Privatpraxis anders. Sie sind zwar alle mit irgend einem Zweige des öffentlichen Dienstes verbunden, aber ihre Privatpraxis wird dadurch weder gehindert, noch beeinträchtigt. Sie können daher als wirklich wesentliche Mitglieder des Medicinalpersonals von St. Petersbung angesehen werden, und sind als solche sehr geeignet, das Ansehen derselben zu steigern. Aber die übrige Masse ist weit zahlreicher und vielartig zusammengesetzt, und es war aus Kenntniß ihres medicinischen Verfahrens und ihrer chirurgischen Operationen, daß ich die Folgerungen zog, die sich zu Anfang dieses Aufsatzes befinden. Eine Classe von Ärzten befindet sich zu St. Petersburg, welche wegen ihrer Anzahl und der Eigenthümlichkeit ihrer Lage abgesondert betrachtet werden müssen; und wahrscheinlich rührt es von dem Vorhandenseyn einer solchen Classe her, daß eine Masse ärztlicher Practiker in dieser Stadt nicht völlig auf dem überall wünschenswerthen, gleichförmigen, gleichartigen Fuße steht, welchen sie in andern großen Hauptstädten einnimmt. Ich meine die Privatärzte in den Familien der Großen, deren ganze Zeit und Aufmerksamkeit dem gewidmet ist, bey welchen sie angestellt sind, welche daher die öffentlichen Ärzte von Vielem ausschließen, was für diese eine Quelle von Praxis und Einnahme werden könnte, und welche hinwieder selbst von dem Vortheil, den eine große Praxis gewährt, ausgeschlossen sind. Es sind einige Familien, welche 400 bis 800 Louisdor jährlich ihrem Hausarzte zahlen. Ich kenne selbst mehr als einen Fall dieser Art.

Während ich in St. Petersburg war, wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß, wie angesehen auch die Ärzte dieser Hauptstadt sind, doch kein einziger derselben marquant und tranchant sey. Kein solcher als die Baillie und Halford in London, die Portal und Recamier in Paris, die Heim und Hufeland in Berlin, die Rasori und Brera im nördlichen Italien, zu welchen man in Noth seine letzte Zuflucht nehme, wenn alle übrige Hülfe vergeblich gewesen ist, und deren europäischer Ruf, der nicht auf den Ort beschränkt ist, wo sie practiciren, folglich dem Patienten eine sichere Garantie wäre, daß alles, was Kunst und Geschicklichkeit dießseits des Grabes vermag, aufgebothen worden sey. Es wurde ferner herausgehoben, daß kein einziger der ersten Ärzte in St. Petersburg seinen Nahmen durch die Abfassung von irgend einem wichtigen Werke, oder irgend einer jener Entdeckungen oder Verbesserungen Glanz erworben hat, welche das gegenwärtige, medicinische Zeitalter in jedem großen Lande auszeichnet, und daß in dieser Hinsicht St. Petersburg mit medicinischem Talent auf eine ganz verschiedene Weise versorgt ist, als London, Paris, Berlin, Wien und ein oder zwey der ersten Städte Italiens. Ich bin nicht competent, die Richtigkeit solcher Anschuldigungen zuzugestehen oder abzuläugnen. Es ist wahr, daß mit Ausnahme eines Werkes, des erwähnten aus der Feder von S. J. Wylie, welches ich gelesen habe, und einiger interessanten Abhandlungen von Dr. Rühl, Arendt oder einem oder zwey andern, wovon ich einige Kenntniß habe, mir nicht bekannt ist, daß die medicinische Literatur oder medicinische Praxis durch einen der erwähnten Ärzte einen Zuwachs erhalten hätte, und in so fern kann man sagen, daß keiner von ihnen einen tranchanten oder europäischen Charakter habe. Aber wenn ich auch dieses zugebe, so bin ich doch nicht gesonnen, die Folgerung zuzulassen, daß, weil sie keine Werke geschrieben, und keine Entdeckungen gemacht haben, sie nichts desto weniger doch als geschickte Practiker gelten können.

Palmenblätter für Leidende.

Trau dem Himmel mit Geduld!

Trau dem Himmel mit Geduld!
Immer leuchten seine Sterne,
Schauen ruhig und mit Huld
Nieder aus der klaren Ferne.
Wenn auch Stürme unten toben;
Wenn auch Nebel unten ziehn;
Laß sie toben, laß sie ziehn,
Und blick ruhig nur nach oben.
Ist dein Herz nur frey von Schuld,
Trau dem Himmel mit Geduld.

Trau dem Himmel mit Geduld!
Laß dich Laster nicht beflecken,
Daß dich nicht der schweren Schuld
Traurige Gestalten schrecken.
Wenn auch Wolken oft ihn schwärzen
Oben ist er klar und rein,
Daß ein Spiegel er kann seyn
Für die jugendlichen Herzen.
Wahre drum dein Herz vor Schuld,
Trau dem Himmel mit Geduld.

Trau dem Himmel mit Geduld,
Immer leuchtet seine Bläue
Mit unwandelbarer Huld
Als ein Sinnbild wahrer Treue.
Mögen Menschen unten wandeln,
Heute hier und morgen dort,
Ohne Treu' und ohne Wort,
Ohne Lieb' in ihrem Handeln;
Ist dein Herz nur rein von Schuld,
Trau dem Himmel mit Geduld.

Trau dem Himmel mit Geduld!
Ewig ist sein Wunderbogen
Von des Schöpfers weiser Huld
Über dir auch hingezogen,
Wenn die Liebsten um dich sterben,
Oder leidend um dich steh'n,
Ja im Leiden untergehn,
Glaube nicht, daß sie verderben;
Jeden schirmet Gottes Huld,
Trau dem Himmel mit Geduld.

In dem ewigen Weltenlauf
Sinken auch die Sterne nieder;
Doch sie tauchen immer auf
Aus des Himmels Tiefe wieder.
Drum geh' einst still und gerne
Aus dem Wechsel dieser Zeit
In des Himmels Herrlichkeit:
Immer leuchten seine Sterne,
Ist dein Herz nur rein von Schuld,
Trau dem Himmel mit Geduld.

Ferd. Hauthal.

Miscellen.

Klapperschlangen sind ein Handelsartikel in Nordamerika geworden, deren vor einiger Zeit über 100 Stück von dort sich in Tower befunden haben sollen. **Hancock** macht auf die Gefahr der Einführung dieses gefährlichen Thiers in England aufmerksam, wo ein entwischtes Thier sich leicht fortpflanzen könne, da das Clima diesem günstig ist. Ja, im October 1828 soll in der Nähe von Taunton eine Klapperschlange getödtet worden seyn.

Warnung! Am 1. May starb zu **London** plötzlich ein junges, bildschönes Mädchen. Nach Abhörung der Nachbarn und des Arztes als Zeugen that die Jury des Todtenbeschaues den Ausspruch: „gestorben an Apoplexie, welche durch zu **enges Schnüren** veranlaßt wurde."

Der Doctor Donne. Als dieser Geistliche sein erstes Pfarramt nicht längst angetreten hatte, besuchte er den Gottesacker, wo eben der Todtengräber ein Grab grub, und einen Todtenkopf herausbrachte. Der Doctor besah diesen, und fand einen Nagel in einem Schlafe, nahm ihn unvermerkt heraus, verbarg ihn, und fragte dann den Todtengräber, ob er nicht wisse, wem der Kopf gehört habe. „Gewiß dem Branntweinschenken, einem Trunkenbolde, der eines Abends des Guten zu viel that, und am andern Morgen todt im Bette gefunden wurde." — „War er verheirathet?" — „Ja" — „Was spricht man von seiner Frau?" — „Viel Gutes, nur gefällt es nicht, daß sie gleich nach der Beerdigung ihres ersten Mannes sich wieder verheirathete." — Mehr brauchte der Doctor nicht zu wissen. Bald darauf ging er zu dieser Frau, als ob er sie besuchen wollte. Er fragte vielerley, und auch woran ihr Mann gestorben sey. Sie erzählte alles gerade wie der Todtengräber. Da nahm der Doctor langsam den Nagel heraus, und fragte mit ernstem Tone: „Unglückliche, kennst du diesen Nagel?" Die Frau erschrak über diese unerwartete Frage so sehr, daß sie sich sogleich als Mörderinn angab.

Eine große wissenschaftliche Versammlung soll im nächsten July zu York gehalten werden. Man beabsichtigt nach dem Muster der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte ein Zusammentreten der Freunde der Wissenschaften von allen Theilen der brittischen Inseln. Die Sitzungen werden eine Woche lang dauern. Der Lord Mayor und die Behörden in York sind, wie zu erwarten war, mit Vergnügen auf den Plan eingegangen, und die Philosophical Society jener Stadt hat übernommen, für alle nöthigen Einrichtungen Sorge zu tragen. Wer an den Verein Theil nehmen will, wird ersucht, sich an Hrn. John **Robison** Secretär der Royal Society zu Edinburg, zu wenden.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. **Strauß's** sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

51. Wien, Samstag den 25. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Ankündigung.

Bey dem gegenwärtigen Schlusse der halbjährigen Pränumeration auf diese gemeinnützige Zeitschrift, ladet die Redaction alle P. T. Herrn Pränumeranten, welche ihr bisher ihre Theilnahme geschenkt, ein, den Pränumerationsbetrag auch für das kommende halbe Jahr gefälligst entrichten zu wollen.

Da der Herausgeber durch seine Bemühung sich von vielen Seiten die Zusicherung erwarb, daß sein Blatt nicht ohne Interesse und Gemeinnützigkeit sey, und so viele achtbare Männer sich als Mitarbeiter angeschlossen haben, so darf er sich wohl schmeicheln, daß die Theilnahme der alten sowohl als der neu eintretenden P. T. Herrn Pränumeranten, für welche immer noch complette Exemplare bereit liegen, Zufriedenstellung finden werden.

Der halbjährige Pränumerationspreis ist für Wien 3 fl. C. M., und vierteljährig 1 fl. 30 kr. C. M.

In den Provinzen kann die Pränumeration bey den k. k. Postämtern nur halbjährig Statt finden, und zwar, mit Einschluß portofreyer Zusendung wöchentlich zwey Mahl, mit 4 fl. C. M.

Besondere Vorschriften beym Molkentrinken.

Die Monathe May, Juny, July und August sind die geeignetsten zur Molkencur, indem in dieser Jahreszeit die Milch am kräftigsten und geschmackvollsten ist, die Witterung hier die Heilung unterstützt, und die Bewegung in freyer Luft angenehm macht. Am besten und kräftigsten ist die Milch, und daher auch die Molken am Ende Juny und auch im July, wo eine allgemeine Veränderung in dem weidenden Thiere vorgegangen, alle Säfte verbessert und aus der Heumilch eine Kräutermilch geworden ist. Wer nach der Molkencur ein Mineralbad gebrauchen will, fange also in der zweyten Hälfte des Juny, oder in der ersten des July das Molkentrinken an, so, daß man noch einen Theil des July und Anfang Augusts zum Brunnengebrauche hat, indem am Ende des Augustsmonathes die Nächte schon länger, die Morgen und Abende kühler werden, was dem, für äußere Einflüsse oft so sehr empfänglichen Badenden gewöhnlich nicht gut bekömmt.

In kleinen Portionen wird das Trinken angefangen, allmählig gestiegen, und stufenweise wieder am Ende der Cur vermindert. Die Molke wird Morgens nüchtern, lauwarm getrunken.

Während einer warmen Witterung fängt man bald, schon vor 6 Uhr Morgens an, Molke zu trinken, damit man in seinen Spaziergängen nicht in die große Hitze hineinkomme, und vielleicht unnöthigerweise viel ausdünste. Hierbey scheint es kaum zu erinnern nöthig zu seyn, daß man sich am Morgen vor Erkältungen zu hüthen habe, und nicht zu eilig aus dem Bette, mit noch ausdünstendem Leibe und ohne die geeignete Bekleidung, wie es die vorhandene Beschaffenheit der Luft und des Wetters erfordert, hinaus zur Molken- oder Brunnencur gehe. So häufig werden an Curorten durch zugezogene Verkältungen die schönsten Curen unterbrochen, und durch eine einzige Unvorsichtigkeit alle darauf verwendeten Kosten verloren, und die Krankheit verschlimmert, man kann daher nicht genug vorsichtig seyn.

Fängt man um 6 Uhr zu trinken an, so wäre um 8 Uhr abgetrunken, eine Stunde nachher, also um 9 Uhr,

nie eher wieder gefrühstücket; es können alsdann noch Excursionen zu Pferd oder im Wagen oder zu Fuße gemacht, oder ein Bad genommen werden, damit das Mittagsessen nicht zu bald auf Cur und Frühstück folge. Bey regnigtem, naßkaltem, feuchtem Wetter, bleibe der Molkentrinker in der Behausung, und mache sich da seine Bewegung, was sich von selbst versteht. Das zu viele Spazierengehen ist auch nicht immer gut, es ermüdet schwache Leute zu sehr und ist für manchen auch langweilig; alle Übertreibungen werden nachtheilig, und jede Lust verliert sich im Überdruß. Zu starke Bewegung ist überhaupt nicht zuträglich, sie verursachet übermäßigen Schweiß, bringt das Blut in Wallung, und ist also gegen den guten Erfolg der Cur. Die Bewegung sey also ohne Anstrengung und mit Behaglichkeit des Körpers.

Wer aus irgend einem Beweggrunde die Molken in Verbindung des Mineralwassers trinken will, was unter oben angegebenen Verhältnissen häufig ungemein vortheilhaft ist, der nehme anfänglich die Hälfte Molken und halb Wasser; späterhin nach Verhalten des Körpers, nach Umständen der Witterung, den vierten Theil Molken, und so wird fortgefahren; aber Alles nach Vorschrift des Arztes.

Die Länge und Dauer der Curzeit kann 14, 20—30 Tage, und nach Umständen noch länger seyn; in dieser Zeit muß der Curgast in jeder Hinsicht sich an eine strenge Lebensordnung halten. Wer gesund werden will, der muß es ernstlich wollen, so erreicht er auch seinen Zweck, außerdem aber wird Alles fehlschlagen. Allgemein geltende Vorschriften hier angeben zu wollen, wäre nicht ganz passend, indem beynahe jeder Mensch eine eigene Diätetik nothwendig hat. Es wäre also hier nur geeignet, das Gewöhnlichste anzuführen, aber nicht eine ausführliche Lebensordnung zu entwerfen, noch weniger das ganze Register der Speisen und Getränke durchzugehen.

Nachdem man des Morgens in der Frühe die Molken ordentlich, unter Abwechslung von Bewegung und Ruhe, getrunken, und wenigstens eine gute Stunde darauf gewartet hat, so nimmt man das Frühstück, wenn man ein Bedürfniß dazu fühlt. Wer keinen Drang dazu verspürt, sollte am füglichsten, da auch die Molke nährt, warten bis zum Mittagstische. Bey Vielen tritt aber eine besondere, unbehagliche Leere im Magen oder Abspannung auf das Molkentrinken ein; diese mögen dann ihr Frühstück nehmen, welches aus Kaffeh oder Chiocolade bestehen kann. Wer weder Kaffeh oder Chiocolade, noch Milch nehmen mag, der könnte sich eine Suppe aus wenigem Wein, Wasser, Zucker und Eygelb, eine Reis-, Habergrütze- oder eine andere Suppe, oder noch besser eine Tasse Bouillon zubereiten lassen. Übrigens kann sich jeder selbst ein leichtes passendes Frühstück wählen, welches ihm ebenfalls gut bekömmt. — Sonst etwas zum Frühstücke zu essen, würde ich nicht anrathen, es sey denn ein wenig leichtes Weizenbrod. Nach dem Frühstücke, bey dem man ungefähr eine Stunde ausruhet, kann man sich wieder eine leichte Bewegung machen, der Tabakraucher seine Pfeife dabey schmauchen, und jeder sich nach Belieben eine Zerstreuung verschaffen.

Vor dem Mittagsessen sollte man sich einige Zeit ruhig verhalten, dann bey ausgeruhetem Körper mit heiterem Sinne, unter Scherz und munterer Laune durch gesunde Speisen, seinen Appetit befriedigen. Jedermann weiß beynahe schon, daß man bey jeder Cur sich an eine sorgfältige Diät halten muß. Gute Suppen ohne Würze, wenn Jemand nicht besonders daran gewöhnt ist, junge, leicht verdauliche, zarte und nicht blähende Gemüse, sonderlich Wurzelgemüse; gutes, zartes, mürb gekochtes und am besten gebratenes Fleisch, leichte, gesunde Fische und gutes Brot — sind die geeignetsten Speisen für den Molkentrinker. Alles fette, geräucherte, und gepöckelte Fleisch und das, welches nicht weich gekocht ist, ist schädlich; eben so auch frisches kleisterisches Brot, fette Mehl- und Eyerspeisen, alles Saure, Obst, Hülsenfrüchte, Salat u. s. w.

Den Wein meide man als Getränke bey der Molkencur, wenn sie von gutem Erfolge seyn soll. Ein leichtes Bier wird weniger nachtheilig seyn. Nach Tisch ist ein leichter Kaffeh, wer daran gewöhnt ist, nicht nachtheilig; Diejenigen, welche ihn entbehren können, werden aber am besten dabey wegkommen. Den Nachmittag bringe man in Vergnügungen und Zerstreuungen, besonders mit Excursionen auf benachbarte Orte, zu. Das Abendessen muß in wenigen, leichten Speisen bestehen, damit die Nachtruhe nicht gestört, und man am folgenden Morgen wieder gut zur Cur vorbereitet sey. Viele werden sich am besten befinden, wenn sie des Abends bloß eine Suppe genießen. Mäßigkeit in allen Puncten, ist für jeden Curgast die erste Bedingniß, die täglich dagegen fehlen, bestrafen sich selbst, und werden vielleicht elender, als sie ankamen, oder ohne guten Ausgang den Curort wieder verlassen. Abends ist es sehr dienlich, sich bey guter Zeit zur Ruhe zu begeben, damit man am frühen Morgen mit erquicktem Körper und heiterem Gemüthe zur Cur gehe. Die Abende sind oft kühl, neblicht, der Boden feucht vom Thau, es könnte daher leicht eine nachtheilige Erkältung eintreten, wenn man sich noch spät ins Freye wagt. Doch gibt es auch hier Ausnahmen. Wenn es am Tage der Witterung sehr heiß war, und der Molkentrinker deßwegen keine frische Luft genießen, und sich Bewegung machen konnte, nach heißen Tagen aber gewöhnlich die Atmosphäre und der Erdboden erwärmt sind, so wäre ein Spaziergang in der kühlen Abendluft noch sehr erquickend und belebend.

Eine der nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln ist: daß sich Curgäste vor Erkältung sorgfältig hüthen. Sie müssen daher jeden Tag und jede Tageszeit ihre Bekleidung nach der Witterung, nach der Beschaffenheit und Temperatur der Atmosphäre richten und verändern, nicht nach Willkühr und Mode. Daher müssen sie nicht allein Sommerkleider, sondern auch wärmere Kleidungsstücke mit sich bringen, denn zwischen Bergen, wo gewöhnlich die Curorte im Allgemeinen sind, so wie überhaupt am deutschen Boden, gibt es zuweilen mitten im Sommer Tage, die empfindlich kühl sind.

Bey erschlafftem Magen ist es oft rathsam, bittere, magenstärkende Mittel zu gebrauchen, oder mit der Molke etwas stärkendes zu verbinden, hierüber ziehe man aller Vorsicht wegen zuerst den Arzt zu Rathe. Schwächlichen

Personen, denen die Molken leicht Blähungen oder aus dem Magen entstehendes Kopfweh verursachen, wäre anzurathen, eine Stunde vor dem Molkengebrauche eine Tasse Kaffey mit oder ohne Milch zu trinken; oder Zimmet, Anis, Fenchel, Wasser ꝛc. ꝛc. mit der Molke zu vermischen. Im Ganzen aber werden schwächliche Leute am besten thun, wenn sie anfangs weniger Molken trinken, als viele Magenarzneyen nehmen; der Magen verträgt nach und nach die Molken schon besser. Leute, die beständig Wein zu trin- gewöhnt sind, vertragen die Molken nicht gut, und müssen sich, wenn sie dieselben gebrauchen wollen, einige Zeit vor der Cur des Weines enthalten.

(Der Beschluß folgt.)

Was vermag die Nahrung auf die geistige und körperliche Entwicklung des Kindes.

Von Raph. Ferd. Hussian.

Daß die Zähne, der Magen- und die Verdauungsröhre des Menschen eine, sowohl den von Fleisch- als von Pflanzenstoffen sich nährenden Thieren ähnliche Form und Structur besitzen, und sich eben dadurch die weise Absicht der allgütigen Natur, daß der Mensch sowohl aus dem Thier- als Pflanzenreiche seine Nährstoffe beziehen soll, deutlich und unverkennbar ausspricht; ist eine Sache, die wohl keiner weiteren Erläuterung bedarf. Doch findet deren Genuß nur in so weit vorwärtsgeschrittenem Alter Statt, in welchem die meisten bey fleisch- und grasfressenden Thieren sich vorfindenden, besonderen Eigenschaften einzelner Organe ebenfalls in gewissen Gebilden und Systemen des menschlichen Körpers, in harmonischem Vereine hervortreten. Auch aus Fleisch bereitete Speisen, da dasselbe einen, mit der thierischen Organisation schon verwandten Stoff bildet, welcher, um den Säften verähnlicht zu werden, nur einer geringen Veränderung benöthigt, verträgt das Kind dieser Lebensepoche; indem sie der Frauen- und Thiermilch, welche dem Säuglinge bisher als einzige Nahrung diente, am ähnlichsten sind, nach allmählich sich entwickeltem Zahndurchbruche am besten und leichtesten. Beginnen aber in der Folge die Backen- und Stockzähne hervorzutreten, wird durch das thätigere Kaugeschäft die Absonderung des Mundspeichels vermehrt, und durch dessen Beymengung die Auflösung der zermalmten Stoffe befördert, dann ist es erst an der Zeit dem Kinde, ohne seiner Gesundheit zu schaden, Pflanzennahrung zu reichen, die der thierischen Natur weit fremdartiger, einer um so größeren Veränderung zu ihrer Verdauung und Aneignung bedarf. Im Anfange der zweyten Lebensepoche bleibt die Diätetik des Kindes dieselbe, welche während und gleich nach der Entwöhnung Statt finden soll. Sobald das Hervorgetretenseyn mehrerer Zähne die Fertigkeit des vollkommneren Kauens bethätiget, gebe man dem Kinde etwas consistentere, doch jedenfalls nur weiche und leichtzukauende Speisen, da harte Sachen während des Actes der Zahnrevolution durch ihren Druck auf die scharfen Spitzen und Kanten der durchbrechenden Zähne, das Zahnfleisch empfindlich beleidigen, Schmerz und Entzündung desselben veranlassen. Man biethe daher dem Kinde nebst der Fleischbrühe, anfänglich ohne, späterhin mit Eydotter abgegossen, und andere am zweckmäßigsten aus dem Thierreiche gewählte Substanzen, als: gekochtes Gehirn etwas weich gekochtes, klein geschnittenes, zartes Hühner- oder Taubenfleisch, oder einen fein gehackten, aus Kalb-, Schöpsen- oder Rindfleisch bereiteten Brey. Indem man aber das Kind allmählich an den Genuß mehrerer und mannigfaltiger Speisen gewöhnt, wähle man jedoch immer nur die einfachsten, reizlosesten und mildesten, da dieselben besonders jenen Kindern, die das dritte Lebensjahr noch nicht überschritten haben, am zuträglichsten und nützlichsten sind. Zartes, weich gekochtes Fleisch, vorzüglich vom erwachsenen Geflügel, das den Kindern sehr gut bekommt, muß man klein zerschneiden, und während des Essens darauf achten, daß es gut gekaut werde, um einer dadurch leicht entstehenden Unverdaulichkeit vorzubeugen; so wie man auch, besonders im Anfange dieser Lebensperiode, wesentlich zu beobachten hat, daß das Kind, welches als Säugling nur flüssige Nahrung genoß, nicht zu wenig trinke, wodurch leicht hartnäckige Stuhlverhaltungen begründet werden können. Weder die verschiedenen gedörrten oder frischen Obstgattungen, noch die grünen Gemüse und die frischen grünen Pflanzentheile sind dem kleinen Kinde, insonderheit bald nach dem Entwöhnen zuträglich, da der kindliche Darmcanal nur nach und nach sich ausbildet, und erst in späterer Zeit die Kraft erhält, vorbenannte Speisen aus dem Pflanzenreiche zu verdauen, und seiner Natur zu verähnlichen. Obschon die Fähigkeit, thierische Nährstoffe und die mehlreichen Samen des Weizens, der Gerste, so wie Gries, Reis, Sago, als auch andere ähnliche Erzeugnisse des Pflanzenreichs zu vertragen, weit früher hervortritt; so sollen und dürfen selbst die feineren Obstarten, wie Äpfel, Birnen, Pflaumen und süße Kirschen, oder nach Verhältniß der Jahreszeit auch frische, süße Obstsorten, als: Weintrauben, Aprikosen, Pfirsiche, Melonen, Maulbeeren und andere, roh oder gekocht, erst im dritten Lebensjahr, doch nur selten und in geringer Menge dem Kinde geboten werden. Das Obst muß völlig reif, süß und wohlschmeckend seyn, daher bekommen den Kindern Erd- oder Himbeeren, welche aber vorher vom Staub und Insecten wohl zu reinigen sind, am besten. Weinbeeren, Ribisel und ähnliche taugen der vielen Kerne wegen für Kinder gar nicht, und das sogenannte Kernobst, wie Kirschen, Zwetschken, Aprikosen, Pfirsiche u. dgl. muß stets von den Kernern, um der Gefahr sie zu verschlucken, zu begegnen, befreyt werden, bevor man es dem Kinde zum Genusse beut. Auf gleiche Weise hat man auch Birnen und Äpfel früher zu schälen, und überhaupt darauf besonders Rücksicht zu nehmen, daß die Kinder nicht während, oder gleich nach dem Genusse des Obstes etwas trinken. Nur gehe man nicht so weit, denselben schon zu dieser Zeit grüne Gemüse, nähmlich Möhren, grüne Bohnen, Schoten, Spinat, Salat, Kohlrüben, Kohlrabi, Artischocken zu reichen, deren Verabreichung immer bis zum dritten oder vierten Lebensjahr, um dessen körperliches Gedeihen nicht zu beeinträchti-

gen, verschoben werden soll. Doch müssen auch während des Verlaufes der genannten Jahre andere, vorzüglich dem Thierreiche entnommene, so wie aus den mehlreichen und zuckerhältigen Stoffen bereitete Nahrungsmittel in der Diätetik des Kindes den wichtigsten Antheil behaupten. Der Genuß blähender, schwer verdaulicher, viel Kleber enthaltender Mehlspeisen, Hülsenfrüchte u. s. w. als: Erbsen, Fisolen, Linsen, indem sie die Reizbarkeit vermindern und Trägheit bewirken, daher dem leiblichen und geistigen Leben des Kindes höchst nachtheilig sind, so wie mit vielem Gewürze zubereitete Speisen und verschiedene Näschereyen, nähmlich Zuckergebäck u. dgl. soll gänzlich unterlassen, oder wenigstens bis zu den reiferen Jahren der vollendeten Entwicklung des menschlichen Organismus verspart werden. Obschon der Mensch, dessen Leben einen unendlichen Wirkungskreis umfaßt, beyde Arten von Nahrungsmitteln, thierische und vegetabilische gleich gut verträgt, so äußert doch jede derselben, besonders dann, wenn sie durch längere Zeit mit Ausschluß aller übrigen genossen werden, einen höchst wichtigen und bestimmten Einfluß auf das körperliche und geistige Leben des Menschen und dessen Moralität. Zur Bestätigung des Gesagten dienen die authentischen Berichte der Missionäre, vermöge welchen jene rohen Völker, deren Nahrung ausschließend nur in Kastanien bestand, so lange für alle religiösen und moralischen Begriffe unempfänglich waren, bis man sie an eine andere Kost gewöhnte.

Davon überzeugen uns die Myssi, die bloß von Pferdemilch leben, und die gerechtesten Menschen sind; ferner die gutmüthigen Brahmanen, der Stamm einer indischen Nation in Südasien, deren äußerste Kraft- und Willenslosigkeit größtentheils aus der dürftigen Pflanzenkost zu entspringen scheint. So glaubt man den hohen Grad von Sanftmuth und Milde, von Gastfreyheit und Gefälligkeit, der bey dem gemeinen Manne oder den Antaus der gesellschaftlichen (Societäts-) Inseln herrscht, einzig nur im Genusse bloßer Pflanzennahrung suchen zu müssen; und die Hindus und Chinesen, welche gewöhnlich nur vegetabilische Speisen genießen, zeichnen sich durch Gutmüthigkeit, durch ein sanftes und stilles Wesen aus. Da allzuvieles Fleischessen dem höheren Denkvermögen offenbar schadet, die Phantasie in einen exaltirten Zustand versetzt, und sie mit üppigen und ausschweifenden Bildern erfüllt, weßwegen schon Pythagoras seinen Schülern den Genuß des Fleisches untersagte, die Pflanzenkost hingegen am wenigsten reizt und dem tiefen, ruhigen Nachdenken am zuträglichsten ist, so bedienten sich Gelehrte derselben oft mit dem besten Erfolge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In Beziehung auf die Gleichförmigkeit des Climas in Inseln wurde in den Verhandlungen der Caledonian Horticultural Society darauf aufmerksam gemacht, daß der Ocean eine Gleichförmigkeit der Temperatur beybehalte, welche in Binnenländern ganz unbekannt sey; indem die Verschiedenheit der Wasserwärme in den Sommer- und Wintermonden nicht über 3 bis 4 Grad Fahr. betrage. Kleine Inseln sind besonders jener Gleichförmigkeit theilhaftig, denn die auf der großen Wassermasse ruhende Luftmasse wird vorzüglich die Temperatur von dem annehmen, auf welchem sie ruht, und indem sie nun wieder über die kleine Insel weggeht, so wird sie ein Gleichgewicht der Temperatur erhalten und plötzlichen Wechsel der letztern hindern.

Der Rettungspfeil. John Murray hat eine Erfindung einer wirksamen und unfehlbaren Methode, sich bey Schiffbrüchen augenblicklich mit dem Ufer in Verbindung zu setzen und die Stelle in dunkler, stürmischer Nacht zu erleuchten, herausgegeben. Die Beschreibung ist deutlich und die Einfachheit, so wie die offenbare Wirksamkeit der Erfindung, scheinen ihr eine günstige Aufnahme zu versprechen. Es ist bekannt, daß der Kapitän Manby viele Menschen durch seine Erfindung gerettet hat, die darin besteht, aus einem Mörser ein Tau von dem Ufer auf das Schiff zu schießen. Murrays Methode ist dieser ähnlich, aber einfacher und vielleicht noch zweckmäßiger. Ein Pfeil von eigenthümlicher Einrichtung, gegen 18 Zoll lang und ungefähr 13 Loth wiegend, an dem sich ein Seil befindet, wird aus einer gewöhnlichen großen Muskete (blunderbuss) und einer dreypfündigen Drehbasse (swivel) von der Küste auf das Schiff geschossen. Der Pfeil hat eine eiserne Spitze, damit er überall, wo er auftrifft, stecken bleibt. Ein anderer Vortheil ist, daß man, wenn es nothwendig wird, einen brennbaren Stoff an den Pfeil befestigen kann, der auf dem Fluge durch die Luft sich entzündet und die Stelle erleuchtet. Es sind zahlreiche Versuche mit diesem Pfeile angestellt worden, aus denen sich ergab, daß er 130 Yards, und bey dem heftigsten Sturme 70 Yards weit auf einen beliebigen Punct mit großer Sicherheit gebracht werden kann. Von wie großem Nutzen diese Erfindung seyn kann, geht aus Folgendem hervor: An der Küste von England verunglücken durch Schiffbruch viel mehr Menschen, als man gewöhnlich glaubt. In den 20 Jahren von 1812 sollen nicht weniger als 800 bloß an der Küste von Norfolk ertrunken seyn, die Mannschaft ganz untergegangener Schiffe gar nicht gerechnet. Bey Weitem die Mehrzahl der Schiffbrüche fand 50 bis 100 Yards von der Küste Statt, und also innerhalb der Wirksamkeit des Rettungspfeils. Kapitän Manbys Apparat ist so kostbar, daß bloß 45 Stationen in England damit versehen sind; Murray berechnet, daß mit den Kosten von 60 Apparaten Kapit. Manbys, zweytausend der seinigen hergestellt werden könnten.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Populäre

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

52. Wien, Mittwoch den 29. Juny 1831.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden und vierteljährig mit einem Gulden dreyßig Kreuzer C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Was vermag die Nahrung auf die geistige und körperliche Entwicklung des Kindes.

(Fortsetzung.)

Der unsterbliche Newton genoß bekanntlich durch die ganze Zeit, während welcher er das Meisterwerk der menschlichen Vernunft, seine Theorie von dem Lichte und den Farben schrieb, nichts weiter, als einfach zubereitete, vegetabilische Speisen. Gleichwie nun diese auf den menschlichen Körper einen entscheidenden, schwächenden Einfluß behaupten, aber den Menschen zur Sanftmuth, Milde und Leutseligkeit stimmen; eben so steigert hingegen die kräftigere Fleischnahrung, bey leichterer Verdaulichkeit, die physische und organische Kraft, und macht das Blut, diesen kostbaren, Protheus ähnlichen, Saft consistenter, reizender und nahrhafter, und verleiht den Muskelfibern, deren vermehrte Erregbarkeit aber auch größere Geneigtheit für leidenschaftliche Aufrühre des Gemüthes und längere Dauer derselben begründet, mehr Ton und Festigkeit, und erzeugt überhaupt bey dem Menschen, Rohheit, Unbarmherzigkeit und Grausamkeit. Durch häufiges Essen seiner Seehunde und Wallfische bereitet sich der Grönländer ein so feuriges Blut, daß sein, wie Thran riechender Schweiß, wenn mehrere beysammen sind, eine unerträgliche Hitze verbreitet. So sind die Japaner, welche viel Fleisch essen, und Mexikaner, die größtentheils nur rohes Fleisch genießen, muthig, kühn, grausam, rachsüchtig, blutdürstig; dahingegen die Bewohner Ostindiens, obschon sie mit den Japanern in einer geographischen Breite wohnen, aber fast ausschließend von der Pflanzenkost leben, durch milde Sitten sich auszeichnen, dabey aber auch muthlos, furchtsam und feigherzig sind, und so bringt der häufige Genuß von Fischen bey den Küstenbewohnern eine besondere Rohheit und Wildheit der Sitten hervor. Haller sah nach dem Gebrauche der Viper die größte Ungeduld entstehen, und Boerhave kannte einen Mann, der eine zeitlang Feldhühner aß, und dabey die Feinheit seiner Sitten verlor. Doch weiß man aus Erfahrung, daß die eigenthümliche Wirkung der Thierischen- und Pflanzennahrung durch die besondern Verhältnisse des Klima, der Sitten, Religion und Gesetze auf mannigfaltige Weise beschränkt und verändert werde. Die feigen Lappen, die elenden Eskimos und Pescherähs, die weiblichen, kleinen Buräten, genießen fast nichts als Fleisch, größtentheils sogar rohes; indessen die Einwohner der Marianischen- und Societätsinseln, die meistens mit Vegetabilien sich nähren, durch ihre physischen Kräfte den Beobachter in Erstaunen setzen. Welch einen mächtigen Einfluß die Nahrung der Menschen auf ihre Sitten behaupte, scheinen schon die Alten auf das Genaueste gekannt zu haben. Philopoemen nöthigte die Spartaner zu einer veränderten Ernährungsweise ihrer Kinder, weil er innig überzeugt war, fügt Plutarch hinzu, daß sie sonst nimmer eine große Seele und ein erhabenes Herz behalten würden. Pausanias ließ nach der Schlacht bey Platäa seinen Officieren eine persische und eine spartanische Mahlzeit zurichten, und sagte: — „Seh't die Thorheit der medischen Anführer, die solcher Mahlzeiten gewohnt sind und geglaubt haben, sie würden uns überwinden." — Damit nun der Mensch weder zur ungestümen Ausgelassenheit der fleischfressenden Thiere ausarte, noch zur Schwerfälligkeit und Trägheit der grasfressenden herabsinke, eignet sich die gemischte Kost für den Menschen am zuträglichsten, und die allweise Natur scheint ihn auch aus eben diesem Grunde mit solchen Werkzeugen ausgerüstet zu haben, die ihn in den Stand setzen, seine Nahrungsbedürfnisse, als ihm gebührenden Tribut, in allen vier Reichen der Schöpfung aufzusammeln. So unendlich viele und mannigfaltige Stoffe dem vernünftigen Erdbe-

wohner aber auch auf diese Weise zu Gebothe stehen, so gedeihen doch einfache Mahlzeiten jederzeit am besten. Bey ihrem Genusse fühlt der Mensch am richtigsten, wenn er gesättigt ist; sie werden daher, mäßig genossen, am leichtesten verdaut, und nähren am besten. Wenn der Egyptier nur Datteln, der Malaye Sagomark, die Insulaner des stillen Meeres Brotfrucht, der Grieche im Archipelagus Feigen, der Südamerikaner Maniok und Batatten, der Asiate Reis hat, so sind sie zufrieden und vergnügt bey ihrer frugalen Mahlzeit, und werden gewiß nicht über Mangel klagen. Nur der verweichlichte, supercultivirte Mensch, dem die einfache Kost und die vortrefflichen Gaben, welche die höchst gütige Natur an jeder Stelle des weiten Erdenrundes, die er bewohnt, liebreich und in reichster Fülle zum sättigenden Genusse beut, und deren zweckmäßige Veredlung, um sie genießbarer und wohlschmeckender zu machen, nicht genügen, trägt seine Nahrung mit eitlem, geldverschwendenden Eifer aus allen Welttheilen zusammen, und sein unersättlicher, Alles verschlingender Magen, sein lüsterner, verwöhnter Gaumen, seine Sucht zu glänzen, und selbst im Essen und Trinken andere zu übertreffen und sich hervorzuthun, verführt ihn zu dem thörichten Streben durch Mischung und Zubereitung seine Speisen ins Unendliche zu vervielfältigen, macht die sonderbarsten und abgeschmacktesten Gelüste bey ihm reger; ja genießt sogar Dinge, die zur Nahrung nicht bestimmt sind, und verpraßt in üppigen Gastgebothen, die jenen eines Caligula, Nero, Vitellius und Heliogabalus beynahe das Gleichgewicht halten, unermäßliche Summen.

Wir verzärtelten Europäer kultivirter Länder ekeln uns, und können es gar nicht begreifen, wie dem Lappen der Bär, dem Tunguse der Hund, dem Bewohner der Nordküsten das Wallroß, den Congoren die Katze, dem Afrikaner der Löwe, dem Ostiaken und Samojeden das frische Rennthiermark, dem Grönländer halbverfaulte Stockfischschwänze, oder ein Gerücht aus Rennthierunrath mit Bärenfett und Thran, wozu er warmes Blut trinkt, dem Hottentotten faulende Därme, dem Habessinier, sein in Ochsengalle getauchtes Rindfleisch und dem Caraiben sogar seine Thonkugeln mit Schildkrötenfett, als die schmackhafteste Leckerey, durch deren Genuß er sich beseligt fühlt, gelten können. Doch, kommen wir diesen sogenannten Wilden, frage ich, wenn wir die ungeheure Kluft, die zwischen unserer feinen Kultur und ihrer thierischen Rohheit sich aufthut, berücksichtigen, nicht ziemlich nahe? zumahl, wenn wir uns erinnern, daß Schnepfendreck, faulendes Wildpret, die ekelhafte Auster, Schildkröten, Schnecken, Frösche, Mäuse, Bärenfüße, Käsewürmer, Käfer, (z. B. der Maykäfer) Spinnen, Ameisen u. dgl. unseren Gaumen munden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Besondere Vorschriften beym Molkentrinken.

(Beschluß.)

Bey der sogenannten, in unseren Tagen nicht seltenen, erschlafften Constitution, muß man mit dem Gebrauche der Molke etwas vorsichtig seyn, indem sie da schädlich werden könnte. Diese Constitution charakterisirt sich: durch Mangel der Festigkeit und Elasticität, oft durch mangelnde Thätigkeit in den festen Theilen, und zeigt sich äußerlich an: durch eine weiche, schlaffe Haut, gemeiniglich blasse Farbe, Neigung zum Kaltwerden der Hände und Füße, unvollkommene Vollbringung aller, oder doch vieler Verrichtungen des Körpers, schwächere, oder doch unregelmäßige Wirkung der Organe im Ganzen, zu starke oder zu geringe Aussonderungen, sehr oft größere Empfindlichkeit und Reizbarkeit, und wenn das Blut mit unter die äußeren Kennzeichen gerechnet werden kann, durch ein dünnes, wässeriges und blasses Blut. Die Anlage hiezu ist oft angeboren, aber am häufigsten wird sie durch die Lebensart oder gewisse Einflüsse erzeugt oder entwickelt: durch Mangel an Bewegung und Leibesübung, Weichlichkeit, unmäßigen Genuß warmer Getränke oder durch entkräftende Ausschweifungen, Blutverluste, Mangel gehöriger Nahrung; auf die erste Erziehung kommt hierbey auch viel an.

Man muß aber mit dieser erschlafften Constitution nur nicht Nervenschwäche verwechseln, was ein ziemlich großer Unterschied ist. Es fehlt nicht an Fällen, wo die höchste Mobilität der Nerven durch lautere erschlaffende Mittel: durch Nahrung aus Milch und Pflanzen, mit Vermeidung aller kräftigen Dinge, alles Weins, alles Fleisches und Gewürzes, und durch lauige Bäder gehoben wurde. Bey dieser Art Schwäche, oder erhöhter Beweglichkeit der Nerven wäre eine Molkencur gewiß an ihrem Orte.

Eine stärkende Nachcur auf den Gebrauch der Molken folgen zu lassen, ist nur in seltenen Fällen nothwendig. Man macht sich häufig einen unrichtigen Begriff von Stärkung durch Arzneyen. Wer die Molken nach Vorschrift getrunken, sich darauf leicht und wohl, den Kreislauf des Blutes geregelt fühlt, der gebrauche nichts von sogenannten, stärkenden Mitteln; er wird mehr verderben, als gut machen; den gewöhnlich nach der Cur sich einstellenden stärkeren Appetit, suche man zu mäßigen, und glaube nur nicht auf einmahl das Versäumte wieder einbringen zu müssen. Sehr zuträglich ist aber bey der Molkencur, in der Woche einige Mahl ein lauwarmes Bad zu nehmen; dieß unterstützet die Cur sehr heilsam, und ist von ungemein wesentlichem Nutzen und Erfolge.

Vom Lebensüberdrusse.

Der Lebensüberdruß ist eine, nach physischen Gesetzen entstehende, also unabwendbare Folge vom Übergenuß. Dieser Zustand ist wesentlich verschieden von demjenigen, in welchem sich Bekümmerte, Geängstigte, von Schmerzen Gequälte, Lebenssatte befinden. Obschon in beyden Fällen die Disharmonie im ganzen Wesen des Menschen, das Übel ausmacht; so ist doch die Empfindung in jedem dieser Zustände eine andere. Im Zustande des Kummers ꝛc. ꝛc. ist eine unangenehme erhöhte Action im Organismus, im Zustande des Lebensüberdrusses aber — eine Lethargie in allen Organen — der Gegenstand der Widerwärtigkeit.

Kummer, Angst, Schmerz ꝛc. ꝛc. welche dem Geiste seinen Aufenthalt unangenehm machen, sind meistens zufällige Einwirkungen auf den Menschen, entsprungen aus unabänderlichen Umständen. In einer solchen Passivität bleibt jedoch das Bewußtseyn von einem großen Übel — der Erinnerung an eigene Schuld — frey, die den Mißmuth des Lebensüberdrüssigen aus Übergenuß, vermehrt. Der dem Zufall erliegende Erleidende fühlt sich durch das Bestehen des unverschuldeten feindlichen Einflusses, gewissermaßen im Werthe erhoben, wegen der gemachten Erfahrung, der bestandenen Prüfung. Diese entschädigende Empfindung kann durch die schlappen Saiten des Gefühls bey Lebensüberdrüssigen — nicht ertönen.

Die meisten Leidenden der letztgenannten Art gehören den begüterten, den gebildeten Ständen an, deren Verhältnisse einen Übergenuß gestatteten, und die Sucht nach Genüssen unterhalten, obschon die Unfähigkeit vorhanden ist, ihre Reizungen lebhaft zu empfinden. Je länger ein solcher Kranker von einer ernstlichen Thätigkeit abgezogen war, desto schwerer wird es ihm werden, sie zu erneuern oder zu beginnen, da die erforderliche Aufmerksamkeit und Lebendigkeit abgeht. Freudenleer vergehen die Tage, und die schlaflosen Stunden der Nächte, sind jede — ein einzelner Quälgeist des Kranken.

Erquickender Schlaf belohnt nur den Müdegewordenen!

Der Zustand kann wirklich zur Unerträglichkeit steigen, wenn die geistige Kraft sich nicht ermannt, um die Abänderung der äußeren Umstände, nach den Erfordernissen zur allmählichen Erstarkung des Körpers, zu beschließen und durchzusetzen. Kein Wunder, wenn ohne Rath, Trost, Aufmunterung und Aussicht auf Besserwerden — der Lebenssatte Hand anlegt an das eigene Leben.

Die vielen Selbstmörder in England gehören größtentheils in diese Classe.

Diejenigen aus den begüterten Ständen, in denen bey ihrer Erziehung nicht die Liebe zu einer edlen Beschäftigung geweckt, und so lange künstlich unterhalten wurde, bis der Charakter der Person die nöthige Festigkeit zur Selbstbehauptung in dem Gewühl der täuschenden Welt erreicht hatte, halten sich vom Schicksal gegen die Mitwelt bevorrechtet, ausgezeichnet, zum Genießen angewiesen; aber sie entgehen auch nicht dem giftigen Stachel der Scheingüter, der jeglichen Schwelger trifft, jeden Mißbrauch strafet.

So viel Eifersucht und Neid das zufällige Eintreten in die Welt unter so unverdient günstige, glänzende Umstände bey Vielen erwecket, zum Murren gegen die Weltregierung, als parteyische Vertheilerinn der Glücksgüter, anreizt; findet sich doch für jeden Nichtverblendeten, in den üblen Folgen des Mißbrauchs derselben, die vollständigste Rechtfertigung der bestehenden Ordnung. Weise Verwendung der Glücksgüter ist eben so schwer als ihr Entbehren. Die Glücksgüter wandern (vermuthlich zufällig) von eines Besitzers Hand in die des andern; immer aber verliert sich bey der Besitznahme, das so reizende Plus des eingebildeten Werthes, mit dem die Eifersucht fremde Gegenstände ausschmückt. Natur- und Moralgesetze bleiben allein ewig unwandelbar. Den Leib des Königs, wie den des Knechtes richten die physischen, das Bewußtseyn des Fürsten wie des Leibeigenen, die moralischen Gesetze.

Seltener Genuß ist wohlthuend für Körper und Geist, aber es muß ein solcher seyn, an dessen Unannehmlichkeiten wir uns gerne erinnern; eine solche Freude muß er uns gewähren, wie sie der unsterbliche Schiller besang „eine Tochter aus Elysium." Häufiger sinnlicher Genuß stumpft die Empfindungs- und Thätigkeitswerkzeuge des Organismus ab. Die Elementarstoffe verlieren sich aus unserem Blute, mit ihnen die belebende Kraft. Den geschwächten Nerven und Muskeln wird die Regierung des gröberen Theiles des Körpers sehr schwer. Das feine Fluidum, welches den Vorstellungen der Phantasie den Lüster, die Lebendigkeit, das Feuer den Farben im Bilde, und Schärfe den Formen gibt, ist ein matter Schein auf blasse Schattengestalten geworden.

Mit der Herzählung der Veranlassungen des Lebensüberdrusses ist jedoch dem Lebensüberdrüssigen nicht gedient. Sie wissen selbst die Veranlassung recht gut, sie fühlen nur zu deutlich die Wirkungen des Übels. Durch Vorwürfe wird nicht geholfen, nichts gebessert. Der Kranke will die Mittel zur Genesung, nicht pathologische Demonstrationen. Auch dem durch Irrthum, Verblendung Erkrankten, gebührt Mitleid, Tröstung, ärztlicher Beystand. Wenn auch der Lebensüberdrüssige auf künftige Genüsse verzichtet, so will er, zur Ausfüllung der Zeit die sonst den Vergnügungen gewidmet war, irgend eine Beschäftigung vornehmen, und wünscht also wenigstens die hiezu nöthige Munterkeit zu erlangen.

Solchen Kranken ist nichts heilsamer, als sich der beleidigten Mutter Natur reuig in die Arme zu werfen, aus ihren Brüsten Milch und Honig saugen, bis das matte Herz gelabt, gestärkt, das Blut verbessert, der lebenssatte Mann wieder zum harmlosen Knaben umwandelt ist.

Landleben, ländliche Beschäftigung, Trunk der lebensvollen, freyen Luft! Nicht studiert, nicht geschwärmt! Allmählich einfache ländliche Kost, allmähliche Theilnahme an ländlichen Arbeiten — des Gärtners, des Försters, des Waidmanns, des Ökonomen. Dieß alles wird Wunder wirken. Ja! Wunder wirken, größere und mehrere als alle kostspielige Reisen mit Absichten auf Regenerierung. Auf Reisen muß der standesmäßige Aufwand und Benehmen fortgesetzt, eine den geschwächten Verdauungswerkzeugen unangemessene Kost genossen werden. Nebst dem wirken noch mehrere Umstände nachtheilig mit. Als z. B. das stete Rütteln beym Fahren, welches für schwache Personen betäubend ist, das stete Wechseln und Enteilen der erblickten Gegenstände, Verschiedenheit der Zubereitung der Speisen und Getränke, Mangel an Gelegenheit zum Baden u. a. m.

Förmliche Badecuren können bey Patienten, die an Herabstimmung der Lebensbedingungen leiden, selten vollständigen Effect bewirken. Der Anblick so vieler Leidensge-

fährten, die gewöhnlich, und am liebsten 100 Mahl dasselbe über ihren Zustand erzählen, kann unmöglich beruhigend, lebenerweckend werden. Die gesunden Gäste in Badeörtern bleiben selten lange, werden sich auch, als Lebenslustige — nicht an so ungleiche Gefährten anschließen, sondern muntere Subjecte zur Gesellschaft suchen.

Also hinaus Brüder Misantropen! Kehret der Stadt den Rücken, die für euch so viele Versuchungen hatte, Vermögen und Gesundheit einzubüßen! Eilet zurück ins weite Reich der Natur! Nähert euch, ihr verzärtelten Kinder des guten Tons — wieder den Naturzustande! Ihr werdet einsehen lernen, daß nur sie die untrügliche, gütige, unerschöpflich reiche Mutter, giftlose Früchte und Genüsse ihren unschuldigen Kindern gibt, die ihr gehorchen; daß Alle, die in ihrer eingebildeten Weisheit übermüthig werden, ihren Gebothen Hohn sprechen, nach Willkühr wählen und genießen — den Tod finden. Kostet einmahl selbst gebautes Brot! Trinket Milch von eigenen Kühen und Ziegen! Genießet Obst von eigenen Bäumen! Ihr werdet, wofern eure Säfte nicht schon verdorben sind, genesen, verjüngte, kräftige Männer werden.

Man wird vielleicht den Rath, wenn nicht abgeschmackt, lächerlich, doch äußerst unbefolgbar finden. Soll ich — wird es heißen — um gesund zu werden und zu bleiben, ein Bauer werden und bleiben? Soll ich ackern, pflügen, düngen, dreschen u. s. w.? Und das wäre noch nicht das Unmöglichste; aber soll ich mein Amt, meinen Erwerb, mein Geschäft verlassen? Wofür soll ich Landgüter kaufen, da mir das Vermögen hiezu und die Kenntnisse zur Landwirthschaft mangeln?

Gemach meine Herrn Widersacher und Spötter! Wenn sie auch sagen; daß es bey dem Rathgeber überschnappt haben möge, werde ich doch die Besonnenheit nicht verlieren, und ihnen, wenn es nicht bey ihnen überschnappt hat — beweisen, daß die Sache nicht so unmöglich ist, als sie ihnen auf den ersten Blick vorkommt; daß dieser Rath, der ihnen so albern vorkommt, zumahl in ihrer Lage — mindestens einer Prüfung werth seyn dürfte. Ist einer von ihnen schon Besitzer eines Landgutes oder kann eines erkaufen, nun so stellt sich der Übersiedlung auf dasselbe ohnehin kein wesentliches Hinderniß entgegen. Seine Bestellten werden mit Vergnügen Erklärer abgeben; ihn die Handgriffe beym Feld- und Gartenbau gerne lehren. Wenn auch die Klugheit dieser Leutchen, oder Schwerfaßlichkeit des Eigenthümers, ihn etwas im Nebel hält, was ist da viel verloren? Gesundheit ist das höchste, beste, unvergleichlichste Gut! Mißtrauen, Grübeleyen und Speculationssinn müssen vom Hochwohlgebornen Kranken — ganz verbannt werden. Seine Aufgabe ist — zerstreuende, mechanische Beschäftigung, Übung der physischen Kräfte, mit denen auch die geistigen zunehmen werden. Man braucht ja, um gesund zu werden, eben nicht zu ackern, zu pflügen, düngen und dreschen. Wenn der Gutsherr umhergeht, nachsieht, zusieht, wie — gearbeitet wird, ist schon ein guter Zweck — Bewegung in freyer Luft, Harmlosigkeit, Zerstreuung erreicht. Er kann aber auch, nach Anweisung seines Gärtners, Försters, Jägers, kleine Versuche in ihren Arbeiten vornehmen; er kann nach Belieben lange, nach Belieben ermüdend — sich mit Setzen, Versetzen, Pfropfen, Sprengen u. dgl. recht angenehm und anständig beschäftigen!

Schon der erste halbe Tag Arbeit — wird mehr Eßlust wecken, sie wird dann zunehmen, in dem Maße als die Verdauungswerkzeuge kräftiger Consumären werden.

(Der Beschluß folgt.)

Ankündigung.

Bey dem gegenwärtigen Schlusse der halbjährigen Pränumeration auf diese gemeinnützige Zeitschrift, ladet die Redaction alle P. T. Herrn Pränumeranten, welche ihr bisher ihre Theilnahme geschenkt, ein, den Pränumerationsbetrag auch für das kommende halbe Jahr gefälligst entrichten zu wollen.

Da der Herausgeber durch seine Bemühung sich von vielen Seiten die Zusicherung erwarb, daß sein Blatt nicht ohne Interesse und Gemeinnützigkeit sey, uud so viele achtbare Männer sich als Mitarbeiter angeschlossen haben, so darf er sich wohl schmeicheln, daß die Theilnahme der alten sowohl als der neu eintretenden P. T. Herrn Pränumeranten, für welche immer noch complette Exemplare bereit liegen, Zufriedenstellung finden werden.

Der halbjährige Pränumerationspreis ist für Wien 3 fl. C. M., und vierteljährig 1 fl. 30 kr. C. M.

In den Provinzen kann die Pränumeration bey den k. k. Postämtern nur halbjährig Statt finden, und zwar, mit Einschluß portofreyer Zusendung wöchentlich zwey Mahl, mit 4 fl. C. M.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft im Trattnerhof Nr. 618.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.